

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungsteil

[urn:nbn:de:bsz:31-336922](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336922)



Allerley zur Unterhaltung und Belehrung.

Wandille.

(Ein Muster für Alle, die da reich werden wollen.)

Vor vielen Jahren lebte zu Paris ein Mann, mit Namen Wandille, der sich durch seine Reichthümer und durch seinen beyspiellofen Geiz so merkwürdig gemacht hat, daß man heute noch von ihm zu erzählen weiß. Er wohnte im obersten Stockwerk eines Hauses, und die Treppen, welche zu ihm führten, betrat gewiß Niemand gern; er erreichte dadurch die edle Absicht, sich von allen Besuchen und Zusprüchen befreyt zu sehen. Zu seiner Aufwärterin hatte er ein altes Weib gedungen, dem er wöchentlich sieben Sous gab. Seine gewöhnliche Speise war Brod und Milch und zur Erquickung des Sonntags ein Glas elenden, wohlfeilen Wein, der kaum zu genießen war. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er sonntäglich auch die Armen bedachte, und ihnen jedesmal einen halben Sou, also jährlich in Summa 1 Livre 6 Sous gab.

Dieser musterhafte Haushalter war früher eine beamtete Person bey dem Magistrat in

Boulogne gewesen, und von dort nach Paris gekommen, weil der Ruf seines Reichthums die Aufmerksamkeit auf ihn gezogen hatte, was ganz natürlich zugiegt, da er seine Kapitalien stets bey öffentlichen Staats-Etablissements anlegte, und für keinen Preis sie einer Privatperson anvertraut haben würde, weswegen er denn auch lieber auf allen Umgang und allen sogenannten Freundschaftsgenuß gänzlich Verzicht leistete. Bey seiner Anstellung in Boulogne hatte er es auf eine schlaue Weise dahin zu bringen gewußt, daß, angeblich zum Besten des Publikums, ein öffentlicher Milchkoster auf dem Markte angestellt werden mußte, welcher die in großen Quantitäten vom Lande gebracht werdende Milch zu kosten und die Güte derselben zu prüfen hatte, ein Amt, zu dessen Uebernahme er sich natürlich bereit erklärte und dabey den Vortheil gewann, daß er nun seinen Milchbedarf nicht mehr zu bezahlen brauchte, indem er dergestalt zu kosten wußte, daß er hlos sein Brod dabey zu genießen brauchte.

Als er den Ruf nach Paris erhielt, berechnete er, daß ihm das Fuhrwerk unnöthige

F

thige

thige Kosten verursachen würde, und beschloß daher, die Reise lieber zu Fuß zu machen, auch um nicht bestohlen werden zu können, weder mehr noch weniger als zwey Sous bey sich zu führen, und übrigens in einem alten Pilgerkleide zu wandern, um auf diese Weise das Mitleid guimütiger Menschen in Anspruch zu nehmen. Es gelang ihm auch wirklich, die Reise von 130 Stunden mit der genannten Baarschaft zurückzulegen.

Im 72ten Jahre seines Alters soll er mehrere Millionen Roubles besessen haben, die er seit seinem 16ten Jahre mit einem ursprünglichen Fonds von einem halben Gulden nach und nach zusammengeklagt hatte. In diesem seinem 72ten Lebensjahre gewahrte er an einem heißen Sommertage einen armen Bauern, der Holzbündel feil hielt und sehr betrübt war, weil Niemand kaufen wollte. Schnell erwachte der Spekulationsgeist in ihm; er beschied den armen Mann vor seine Thüre, handelte ihm einen Theil der Ladung um einen unverantwortlich niedrigen Preis ab, stahl aber dem Betrübten, während dieser die erkaufte Quantität auch noch hinauf unter das Dach schleppen mußte, mehrere Bündel heimlich hinweg, und trug sie, bey starker Erhitzung, in ein sehr kaltes und dumpfes Kellerloch, wodurch er sich ein heftiges Fieber zuzog. Zum erstenmal in seinem Leben schickte er nun zu einem Wundarzte, welcher ihm Blut lassen sollte; allein er entließ ihn auch auf der Stelle wieder, da der Mann so gewissenlos war, für seine Operation die unerhörte Summe von — einem halben Rouble zu fordern. Nun ward ein Anderer gerufen, und dieser verlangte noch einmal so viel; das brachte den Kranken in Harnisch, und dieser wurde mit einer donnernden Vermahnung wegen seiner beispiellosen Unbilligkeit zurückgeschickt. Endlich erklärte

sich ein Barbiergefelle bereit, da ein dreymaliges Blutlassen nöthig seyn werde, ihm die Ader jedesmal für drey Sous zu öffnen. Das war der Patient zufrieden. „Aber — sagte der treffliche Defonom — wie viel Blut will Er mir denn jedesmal abnehmen, mein Freund?“ — Acht Unzen, war die Antwort. — „Gut, sagte Bandle, so wird Er wohlthun, mir gleich 24 Unzen auf Einmal abzulassen; ich sehe nicht ein, warum ich nicht sechs Sous ersparen soll?“ Sein Wille geschah; die 24 Unzen wurden ihm auf Einmal genommen; die Krankheit wurde gefährlich, und nach zwey Tagen war er todt. — Sein Erbe war — der König; denn diesen hatte der weise Mann durch testamentliche Verfügung dazu erannt.

Guter Rath und Hülfe in der Noth.

Der Czar Peter der Große befand sich in Nowogrod, als er die Nachricht erhielt, daß seine Truppen am ersten Christmonat 1700 bey Narwa von den Schweden eine Niederlage erlitten hätten, die ihm seine Kriegskasse und seine ganze Artillerie kostete. Obgleich der Monarch mit heroischer Gelassenheit diese unangenehme Nachricht anhörte, so beunruhigte ihn dennoch der Verlust seiner Artillerie, die er nicht zu ersetzen wußte. Es war zu wenig Metall vorrätzig, um Geschütz daraus zu gießen, und es aus andern Ländern zu verschreiben, hätte Zeit erfordert. Voll von diesen Gedanken, sieht er einen schlecht gekleideten Menschen vor seinem Fenster auf und niedergerhen, und läßt ihn fragen, was er wolle? Dieser antwortete, daß er gekommen sey, den Czar von seiner Unruhe zu befreyen. Der Monarch ließ ihn hierauf vor sich kommen und fragte ihn selbst, was für ein Anliegen ihn zu ihm führe?

Lassen

„Lassen Sie mir erst ein Glas Brannwein reichen. Ich habe solch Kopfweh vom gestrigen Rausch, daß ich mich nicht zu lassen weiß; und Geld hab' ich nicht einen Kopecken.“ (Kreuzer)

Peter schloß aus diesem kühnen Ansatze, daß der Mensch ihm wirklich eine Sache von Wichtigkeit zu eröffnen habe, und befahl, ihm ein recht großes Glas zu reichen. „Sage jetzt, was du für ein Anliegen hast?“ sprach der Monarch.

„Ihro Majestät wissen nicht, wie Sie den Verlust Ihrer Artillerie ersetzen sollen? Sie wissen nicht, wo Sie Metall hernehmen sollen, um neues Geschütz zu gießen! Hab' ich nicht recht?“

Der Monarch war begierig, die Fortsetzung einer Rede zu hören, die ihn gleich im Anfang interessirte, und rief daher aus: „Nun, was weiter?“

„Lassen mir Ew. Majestät noch ein Glas Brannwein geben, mir ist noch immer etwas übel zu Muth.“

So unzufrieden auch Peter über diese Underschämtheit war, so wollte er es doch nicht mit dem Fremden verderben; er ließ ihm daher ein zweites Glas reichen. „Jetzt ist's genug, begann hierauf der Trunkenbold: Ew. Majestät haben hinlänglich Metall in Ihren Staaten. Wie viel unnützhige Glocken sind nicht in den Kirchen! Wenn diese die Hälfte davon abgeben, so behalten sie noch immer mehr übrig, als sie nöthig haben, und die Hälfte würde Ihnen so viel Geschütz geben, als Sie brauchen. Wenn der Himmel Ew. Majestät den Sieg über Ihre Feinde verleiht, so werden Sie den Kirchen so viel Glocken wieder geben können, als Sie Lust haben.“

Der Czar wurde durch diesen unerwarteten Rath so überrascht, daß er ausrief: „Der Stein, den die Banseute als unnützlich

verworfen haben, ist zum Eckstein worden.“

Man weiß nicht, wie er diesen Besessenen belohnt hat; aber so viel ist gewiß, daß er den Rath desselben befolgte, und aus den Glocken der Kirchen Kanonen gießen ließ. Der Rathgeber selbst war ein Süchtiger.

Da die Bischöfe aus ihren Sprengeln ohne Schwierigkeiten eine Anzahl Glocken lieferten, so hatte Peter bald wieder Kanonen; aber seine verlorne Kriegskasse mußte ebenfalls wieder ersetzt werden. Er schrieb deswegen nach Moskau an den Reichsschatzmeister, Knäs (Fürst) Peter Zwano-witsch Prosorowsky, daß er alles Silbergeräthe, welches in dem Czarischen Pallast vorrätzig war, in die Münze schicken, und ihm eine bestimmte Summe sobald als möglich übermachen möchte. In kurzer Zeit hatte der Knäs diese Summe herbeigeschafft, und überschickte sie in lauter neuen Münzsorten dem Czar. Der Monarch war überzeugt, daß dieses Geld aus seinem Silbergeräthe geprägt worden wäre, aber Prosorowsky hatte dasselbe geschickt, ohne das Silbergeräthe anzurühren.

Prosorowsky war schon seit dreißig Jahren Reichsschatzmeister; und von patriotischem Eifer befeelt, hatte er die Ausgaben immer so einzurichten gesucht, daß er einen großen Geldüberschuß jährlich nachbehielt. Von diesem Ueberschusse schaffte er alle Jahre beträchtliche Summen auf die Seite, die er an einem geheimen Orte aufbewahrte. Der Knäs hatte das Geld für Zeiten der Gefahr und des Mangels bestimmt. Als er daher den Befehl erhielt, die Silbergefäße in die Münze zu schicken, sandte er bloß so viel von diesem aufgehäuften Gelde dahin, als die verlangte Summe erforderte, und verbarg das gereinigte Silbergeräth in seiner geheimen Schatzkammer.

Das Geheimniß wurde erst lange darauf entdeckt; als der Czar seine Eroberung von Kiefland vollendet und im Triumphe in Moskau eingezogen war. Der Monarch hatte ein großes Gastmahl veranstaltet. Er sprach mit Prosorowsky über die Ausrichtung desselben und bedauerte, daß er kein Silber-Service hätte, um damit, wie es sonst geschehen wäre, seine Tafel auszuschnücken.

„Das kann noch geschehen!“ sagte der Knäs.

„Aber wie das? das Silbergeräth ist ja eingeschmolzen?“ entgegnete Peter.

„Nein, Ebro Majestät,“ war die Antwort, „es ist nicht eingeschmolzen, sondern bloß versteckt worden.“

Prosorowsky erzählte hierauf, was der Kaser schon weiß, und daß er aus seiner geheimen Schatzkammer das verlangte Geld überschickt habe.

Der Czar, der über diese Nachricht nicht unzufrieden war, verlangte den geheimen Ort zu sehen. Prosorowsky ließ sich aber erst von dem Monarchen das Versprechen geben, keinem Menschen etwas von diesem Schatze zu sagen: und führte ihn darauf mit einer Laterne an den Ort des Geheimnisses. Der Monarch hatte kaum die aufgebürmten Geldhaufen erblickt, als er sich darüber hermachte, einen Theil davon absonderte und einige große Säcke anzufüllen anfieng.

„Wozu das?“ fragte der Knäs. „Es ist für dich,“ antwortete der Monarch. Der Knäs weigerte sich, dies Geschenk anzunehmen, weil seine Umstände ihn und seine Tochter vor Dürftigkeit sicherten. — Wie sehr des Ministers rechtschaffene Denkungsart dem Monarchen angenehm seyn mußte, wird man sich ohne Mühe vorstellen können. Peter gab öffentlich zu erkennen,

daß er Prosorowsky's patriotischem Eifer die größten Verbindlichkeiten schuldig wäre.

Der Marschall Lefebre und seine Gemahlin.

Der Marschall Lefebre, der Eroberer von Danzig, war gemeiner Soldat gewesen, und seine Frau eine Wäscherin. Durch Heldenthaten und Glück stieg er zum Marschall und Herzog empor; sie konnte indessen die frühere Sprache nie ablegen und spielte die Rolle der vornehmen Dame immer auf eine höchst possierliche Art. Jedoch auch die Redlichkeit, Dankbarkeit und Gutmüthigkeit blieb ihr wie ihm. Eines Tages hatte der Thürheber einen alten Offizier abgewiesen, der traurig seine Karte zurückließ. „Ach, sieh da, mein ehemaliger Major hat mich besuchen wollen!“ rief der Marschall sie anblickend. „O, es thut mir leid, daß er nicht heraufgelassen worden ist.“ „Was,“ rief ungestüm die Marschallin, „unsern alten Major? Und man hat ihn nicht hereingelassen? Kerl!“ wendete sie sich zum Thürhüter: „Suche gleich den Major auf, oder ich jage Dich fort! Weißt du wohl, daß wir ohne den Major gar nicht so weit gekommen wären?“ Der Thürheber hatte nicht wenig Mühe, den Major zu finden. Endlich brachte er ihn. Der Marschall und seine Gemahlin empfingen den alten Krieger wie einen alten Freund. „Was können wir für Sie thun?“ fragte zuletzt die Herzogin. Er hatte sich schon lange mit Unterricht geben beschäftigt und hätte gern eine kleine Stelle bey der Universität gehabt. „Dafür lassen Sie mich sorgen!“ tröstete ihn die alte Freundin. Noch am nämlichen Tage sprach sie mit der Kaiserin Josephine und mit dem Großmeister der Univer-

Universität. Man vergaß dort und hier auf den alten Major Rücksicht zu nehmen. Bald nachher ward sie bey Josephinen zum Spiel eingeladen. „Sie mag sich mit ihrem Spiel zum Teufel packen! Warum hat sie nicht den Major meines Mannes angefleht!“ ließ sie zurückfagen. Dies that. Die Antwort ward, freylich in etwas bößlichen Ausdrücken, der Kaiserin hinterbracht, welche dem Major nun schnell eine anständige Anstellung verschaffte.

Der ehrliche Teufel.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Präsident, daß wenn Sie es mit mir gnädig machen, ich mich auch als ein ehrlicher Teufel künftighen benehmen werde.“ Diese Vertheidigungsrede eines des Diebstahls Beschuldigten machte vor Kurzem in Paris auf die Richter eines Tribunals mehr Eindruck, als die gelehrteste Rede eines bezahlten Vertheidigers, und der Redner ward in eine sehr gelinde Strafe verurtheilt. „Hol' mich der Henker!“ rief er im Weggehen aus dem Saale aus, „der Richter ist doch ein wahrhaft braver Mann! Ich muß ihm schon etwas wiedergeben.“ — Und in der That erhielt am Tage darauf der Präsident des Gerichtes seine Uhr wieder zugesandt, die ihm ein Paar Jahre zuvor gestohlen worden war.

Widerstand bey Neuerungen.

Eine englische Zeitschrift zählt folgende Neuerungen im menschlichen Haushalte auf, die Anfangs bey ihrer Einführung großen Widerspruch erfuhren.

Gabeln. Die Gabel ist eine italienische Erfindung, und war in England zur Zeit der Königin Elisabeth (regierte von

1558 bis 1603) eine solche Neuheit, daß Fynes Morison, in seinem merkwürdigen Reisetagebuche, eines Vertrages erwähnt, den er mit einem Schiffsberrn für eine Reise von Venedig nach Constantinopel schloß, und worin er sich das Essen am Tische des Kapitäns ausbedung, wobey er „sein Glas oder seinen Becher für sich eigens haben sollte, nebst Messer, Löffel und Gabel.“ Das letztgenannte Schwerezeug war so unbekannt, daß er eine Beschreibung desselben nöthig hielt. „Es ist ein Instrument, dessen man sich bedient, um das Fleisch festzuhalten, während man es schneidet; sie erachten es dort für unschicklich, die Speisen mit den Fingern zu fassen.“ Noch zu Ende des 16ten Jahrhunderts aßen unsere Vorfahren, gleich den heutigen Türken, das Fleisch mit ihren bloßen Fingern. Ueberhaupt scheint es an ihren Tafeln nicht sehr säuberlich zugegangen zu seyn, indem sie alle Knochen und Ueberbleibsel auf das Tisch Tuch legten, und um diese wegzuräumen, hatten die Diener ein großes hölzernes Messer, „das Abhubmesser,“ womit sie die abgenagten Knochen und Krummen vom Tische in einen Korb scharrten. In Deutschland war der Gebrauch der Gabeln längst eingeführt, obgleich dort einige geistliche Eiferer es für eine Verfündigung erklärten, das Fleisch anders als mit den Händen zu essen. Es verdient erwähnt zu werden, daß sich im Kloster St. Maur ein großer und langer Streit erhob zwischen den Mönchen, die auf dem alten Herkommen bestanden, und den jüngern, die für die Neuerung mit Gabeln kämpften. —

Zahnsöcher. Der Zahnsöcher scheint der jüngere Bruder der Gabel zu seyn. Wahrscheinlich dankt man seine Erfindung dem reinlichen Wesen der stattlichen Venedigianer. Auch er wurde Anfangs in England als eine lächerlich übertriebene Sucht, den „vollkommenen Signor“ — den italienischen Engländer zu spielen, betrachtet.

Regenschirme waren noch vor 50 Jahren nicht sehr im Brauche, nur die Macaroni's jener Lage, oder die Dandies, wie man jetzt die Snyer heißt, konnten

Passiren den Muth haben, öffentlich damit zu erscheinen. Lange Zeit durfte man sich nicht mit einem Regenschirme sehen lassen, ohne für einen höchst weiblichen Menschen, oder für einen französischen Becken gehalten zu werden, gegen den der Vöbel einen ganz eigenen Haß hegte. Anfangs gab es nur in Kaffeehäusern einen einziigen Regenschirm, den man bey plötzlichem Regen einem Gaste lieb: gewöhnlich aber trug man keine Schirme bey sich. Ein gewisser John Macdonald, der eine Lebensbeschreibung von sich hinterließ, erwähnt, daß er sich im Jahre 1778 eines schönen seidnen Regenschirms, den er aus Spanien mitgebracht, bediente, und daß, so oft er sich damit zeigte, das Volk ihm zurief: „Franzose, warum nehmst du keine Kutsche?“ Vorzüglich schrien auch die Kutschen- und Sänftenräger gegen diese Aneuerung, von der sie große Beeinträchtigung fürchteten. „Dahin bemerkt Macdonald, waren in London die Regenschirme noch nicht im Brauche; nur ein großes Paraplye hing in den Vorzimmern des Adels und wurde bey Regenwetter zwischen der Thüre und Kutsche über den Herrn und die Dame, welche einander ausfliegen, gehalten.“ Macdonalds Schwester sah sich eines Tags genöthigt, seinen Arm fassen zu lassen, so sehr wurde ihm von dem Vöbel wegen seines Regenschirms zugesetzt. „Allein,“ fügt er hinzu, „ich trieb es drey Monate fort, bis man endlich der Sache gewöhnt wurde und nicht mehr darauf achtete. Nun hingen auch die Fremden an, sich der übrigen zu bedienen, und endlich die Engländer, und gegenwärtig wird in London damit ein großer Handel getrieben.“

Kutschen. Die Erwähnung derselben gab den Blonswächtern einen erwünschten Anlaß, über Ueppigkeit und Welttheiligkeit ins Horn zu stoßen, vorzüglich in Spanien. Ein spanischer Geschichtschreiber, indem er das goldene Zeitalter der guten alten Zeiten beschreibt, „wo man auf Karren von Ochsen gezogen gen Hof fuhr,“ fügt hinzu: „so weit wurde dieses böllische Laster — nämlich in Kutschen daher zu rollen — getrieben, daß Castilien so vielen Schaden

zufügte, daß eine königliche Verordnung dagegen nöthig erachtet wurde.“ Der Schaden, der daraus für Castilien erwuchs, wird wahrscheinlich großen Theils auf Seite der Karrenführer und Ochsenreiber gewesen seyn. Dasselbe war auch in England der Fall. Eine Menge Leute fanden sich in ihrem bisherigen Erwerbe verkürzt. Die Damen wollten nicht mehr auf Kissen hinter ihren Lakaien reiten; die Richter und Advokaten sich aus ihren Wohnungen nicht mehr nach Westminster über das Wasser setzen lassen, oder auf einem statlichen Pferde einberraben; Schiffer, Sautler und Pferdeverleiher klagten daher laut über den Verfall ihrer Gewerbe. Familien rollten nun in schwerfälligen hölzernen Maschinen glanzvoll einher — aber auch in ihr Verderben. Man würde sich kaum von dem Lummult und dem Widerstande, den diese Kutschen anrichteten, einen Begriff machen können, wäre nicht eine Satyre des Poeten Taylor auf uns gekommen, die er im Jahre 1629 gegen die Kutschen richtete und Allen widmete, die Beschwerde gegen die „auf Rädern rollende Welt“ zu führen haben. Taylor klagt, daß man sonst 10 bis 100 Bediente gehalten habe, jetzt aber sich so gut es geben wolle, behelfe nur um Kutsche und Pferde halten zu können; man habe gegenwärtig, fügt er hinzu, nur noch einen schmetterlingsleichten Pagen, einen trabenden Lakaien, einen keifirinkenden Kutscher, einen Koch, Schreiber, Hausmeister und Kellermeister, wodurch eine Heerschaar fähiger Bursche in die Gefängnisse zu wandern gezwungen worden sey. Als eine der übeln Wirkungen, die durch das Aufkommen der Kutschen erfolgt sey, bezeichnet der Dichter wichtig die, daß kein Mann zum Ritter geschlagen werden könne, ohne daß seine Frau für ihre ganze Lebenszeit mit Zahmheit geschlagen werde, und nur in einer Kutsche sich sehen lassen könne.

Tabak. Zur Zeit, wo man sich dessen zu bedienen anfing, war die Besorgung allgemein; die Nation würde dadurch zu Grunde gerichtet werden. Gleich allen neuen Moden, verrückte auch die Einführung des Tabakblattes die Köpfe aller Stände. „Das Geld,

Geld, das so in Rauch aufgeht," sagt ein Schriftsteller jener Tage. „ist nicht zu berechnen.“ König Jakob I. (regierte von 1603 bis 1625) in seiner merkwürdigen Schrift: „Gegenblaser wider den Tabakrauch“ war bloß das Echo des Thrones von dem Geschrey des Volkes; allein der „Blaser“ war zu schwach gegen den Rauch und seine väterliche Majestät suchte vergeblich seine treuen Kinder dadurch zu schrecken, daß er ihnen vorstellte, „sie machten aus ihrem Fanern eine Sudelküche, und beschmuzten die edelsten Theile des Leibes mit einem fettigen Kusse, wie denn bey starken Tabakseßern nach ihrem Tode bey Eröffnung derselben gefunden worden.“

Steinkohlen. Die Einführung derselben als gewöhnliches Brennmaterial hatte den Mangel an Holz in der Umgegend der englischen Hauptstadt zum Grunde. Allein es bildete sich durch sie eine ganz eigene Atmosphäre über London, und es ist bekannt, daß eine reinere Luft oft denen tödlich wurde, die von ihrer frühesten Jugend an in diesem Schwefel- und Rauchdunst gelebt hatten. Karl Fog sagte einst zu einem Freunde: „ich kann nicht auf dem Lande leben, meine Konstitution ist dazu nicht stark genug.“ Evelyn unterhielt einen stäten Angriff gegen die „Londoner Rauchkade.“ Man denke sich, ruft er unwillig aus, ein dichtes Zelt oder Gewölke über London, würde man nicht sofort im Rauch ersticken! Dieser rufige Dunst schlägt sich nun alle Nächte auf die Straßen, unsere Häuser, auf das Wasser nieder und wird in unsern Leib aufgenommen. Er überzieht das Wasser mit einem dünnen Häutchen, das auf der Oberfläche desselben tanzt, wie denn Alle, die in der Themse baden, Spuren davon an ihrem Leibe mit nach Hause bringen.“ Evelyn zählt auch die Zerhörnungen auf, die dieser Dampf an allen werthvollen Gegenständen anrichtet, und in Frankreich sagte man ihm, „daß die süd-westlich von England gelegenen Provinzen sich beschwerten, daß der Rauch, der von der englischen Küste sich herüberziehe, ihrem Weinstock in der Blüthe verderblich werde.“ Die Wirkung dieser Schwefel-Atmosphäre

läßt sich vorzüglich an den in London zum Verkauf ausgestellten Büchern wahrnehmen, die in kurzer Zeit geschwärzt, und wie vom Roste zernagt aussehen. — Der Gebrauch der Steinkohle ist nun in London seit dreyhundert Jahren im Gange. Unter Eduard I. (regierte von 1272 bis 1307) erschien eine königliche Verordnung, welche das Brennen der Steinkohle in den Londoner Vorstädten untersagte, da der Adel sich beschwerte, man könne nicht nach London gehen, wegen des ungesunden und widerlichen Rauches. Holinshed sah im Jahre 1550 die allgemeine Benutzung der Steinkohle voraus, weil man damals die Käufer der Wälder so sehr zu vernachlässigen anfing. Leute, die in Gegenden wohnen, wo man noch mit Holz feuert, behaupten, einen Londoner stets an dem Geruche seiner Kleider zu erkennen, die nach Schwefel riechen.

Ländlich, sittlich.

In Europa kann es nirgends bedauernswerthere Wittwen geben, als unter den Landleuten auf der Insel Sardinien. Beym Begräbniße muß jede hinter der Bahre hergehen und sich vor Schmerz wie wahnsinnig anstellen, heulen und schreyen, wenn der Verstorbene auch noch so hartberzig und böse gewesen wäre. Eht sie es nicht, so heißt sie ein böses, liebloses Weib. Und bey den Worten bleibe es nicht. Auf dem Kirchhose kommt nämlich noch die eigentliche Feuerprobe, welche mancher Wittwe selbst das Leben kostete. So wie der Priester das Kreuz über den in das Grab gesenkten Sarg schlägt, fallen alle Weiber über sie her, überhäufen sie mit Vorwürfen, daß sie den Mann in die Erde gebracht habe, und zerzausen, fragen, stoßen, schlagen sie, daß sie sich nicht zu retten weiß, besonders, wenn ein Paar Nachbarinnen einen alten Groll an ihr zu rächen haben. In dieß glücklich überstanden, so muß sie ein ganzes Jahr lang die Kleider anbehalten, welche sie am Begräbnißtage trug, und wenn sie stückweise vom Leibe fallen.

Wahr-

Wahrlich, dort hat jede Bäurin Ursache, ihrem Manne das längste Leben zu wünschen.

Kur eines Müßiggängers.

Der brittische Feldherr Marlborough bemerkte einst aus den Fenstern seines Hauptquartiers, in einem benachbarten Bauernhofe einen ansehnlichen, wohlbeleibten Mann, der täglich, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, vor der Hausthüre sitzend, Tabak schmauchte und Bier trank. Auf Befragen nach diesem Müßiggänger hieß es, der Mann sey wohlhabend, gesund und besitze die beste Eklust, aber seines fetten Körpers wegen könne er Bewegung und Arbeit nicht ertragen.

Nachts darauf ließ der Herzog den Mann aufheben, und auf eine entfernte Festung bringen, mit dem Befehl: Dem Verhafteten nichts Uebels zuzufügen, ihm gutes Quartier, aber schmale Kost, nämlich nichts als leichtes Gemüs, Brod und Wasser zu reichen, dabey ihm mäßige Arbeit aufzugeben, und dem Herzoge monatlichen Bericht von seinem Befinden zu ertheilen.

Nach einigen Monaten schon hatte der Fettwanst sein übersüssiges Fett verloren, und — arbeiten gelernt. Der Herzog ließ ihn nun kommen, und gab ihn frey mit d n Worten: „Freund, mir lag blos daran, euch gesund und thätig zu machen; ziehet in Frieden.“

Rettung eines VERAUBTEN durch einen edeln Neger.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Aus Vlerancourt, bei Soissons, ward kürzlich folgendes berichtet: Ein Neger von ungefähr 40 Jahren, in Diensten bei einem reichen Landeigentümer von Attichy, kam eines Abends von dem

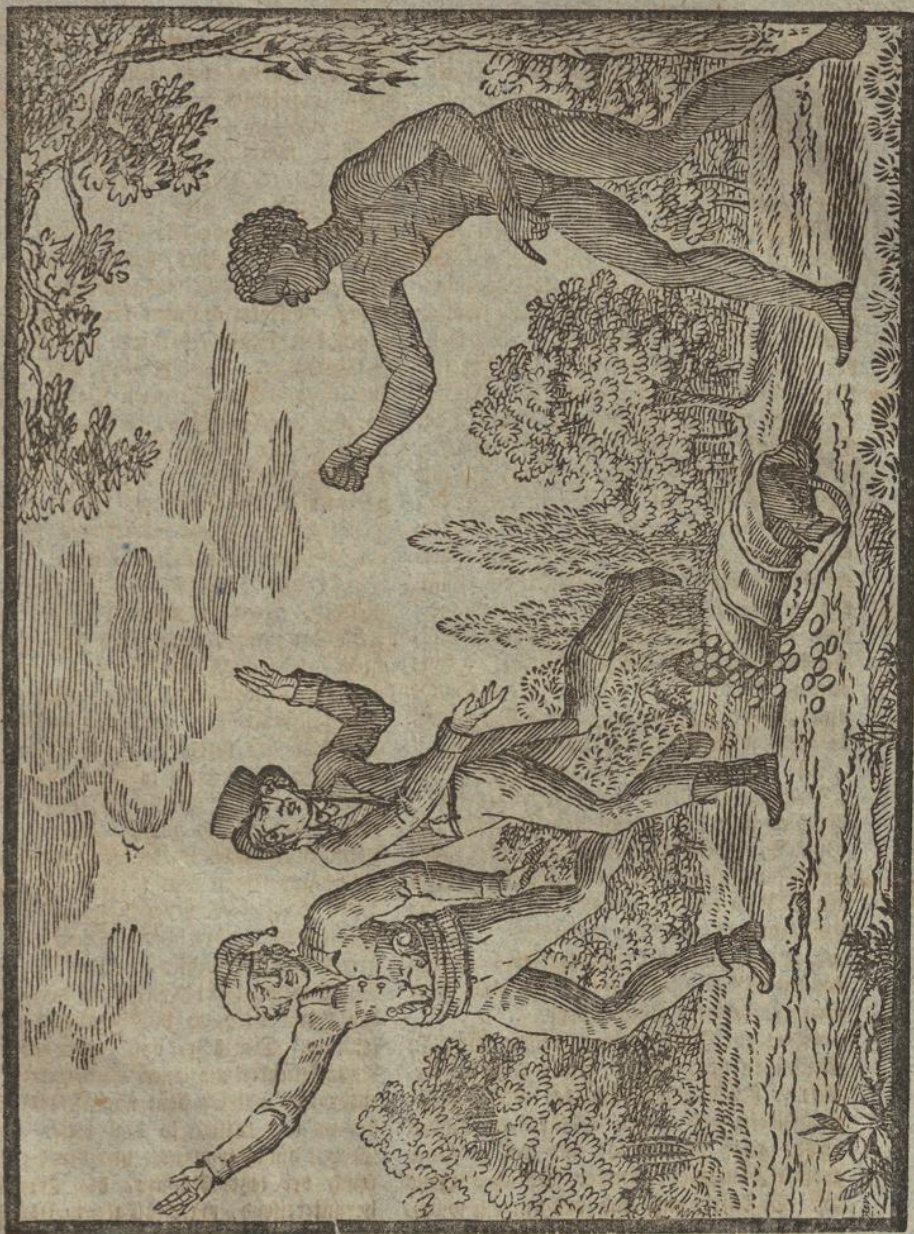
Flecken Vlerancourt nach Hause. Er begegnete einem Bauern, der sich beinahe der Verzweiflung überließ. Man hatte ihm seinen Rock und eine Summe Geldes geraubt, die er auf den Jahrmarkt nach Vlerancourt hätte bringen sollen. Der Neger, zum Mitleiden bewegt, fragte ihn, welchen Weg die Räuber genommen hätten? entkleidete sich sogleich, gab alles dem Bauer in Verwahrung und lief nackend den Räubern nach. Nachdem er dieselben eingeholt hatte, rief er ihnen mit donnernder Stimme zu: „Spitzbuben, haltet! gebt Kleider und Geld wieder heraus, das ihr einem Unglücklichen gestohlen habt, oder ich hole euch und führe euch zur Hölle!“ Die Diebe, durch die schwarze Figur und die hereinbrechende Nacht betrogen, hielten ihn wirklich für den Teufel, fielen auf ihre Kniee, baten himmelhoch, ihnen nicht näher zu kommen, warfen ihm alles, sogar was sie in den Taschen hatten, zu, und entflohen. Der Neger brachte, außer dem gestohlenen Gut, dem Bauer noch zwei Napoleonsd'or und sieben Fünffrankensstücke zurück, womit sie ihre Seelen hatten lösen wollen. Der Bauer bot seinem Retter dieses Geld als Belohnung an; derselbe aber weigerte sich es anzunehmen, und gieng zufrieden mit sich selbst nach Hause.

Der treue Hundel.

Franz Klink, Bürger eines kleinen Städtchens in Westphalen, hatte einen großen, mannfesten Hundel, den man wegen seiner Klugheit nur den alten Wiffikus hieß. In Klinks Nachbarschaft wohnte ein Metzger, dem oft Fleisch entwendet ward, ohne daß er den Thäter ausmitteln konnte. Als eines Morgens abermals etwa vier Pfund Fleisch fehlten, da entschloß sich der Metzger, die folgende

Stellung eines VERAUBTEN durch einen edeln Neger.

Rettung eines Beraubten durch einen edeln Neger.



folgende mondhelle Nacht hindurch zu wachen, um den Thäler zu entdecken. Und siehe da! um 11 Uhr erscheint Wiffikus, gierigen Blickes nach dem Fleische schauend. Er will eben ein Stück Fleisch erhaschen, da tritt plötzlich der Metzger hervor, und unser Wiffikus ergreift eilig die Flucht. Folgenden Tags gieng nun der Metzger zu Klinken, er ählte ihm den Vorfall und bat ihn, den Pudel zu erschlefen, um allen weckern Unannehmlichkeiten und neuen Diebstählen vorzubringen. Das fiel dem Klink nun freylich schwer, den treuen Gefährten zu ermorden, der ihm schon zweymal das Leben gerettet hatte. Weil aber der Pudel schon ziemlich alt war, und er überdies in seinen alten Tagen auch noch auf Hühner Jagd machte, so erhielt sein Knecht den Auftrag, sich mit dem Pudel eine gute Strecke zu entfernen, und ihn dann zu erschlefen; denn er hatte sich bereits mit einem andern Hunde versehen, der ein treuer Nachfolger des Wiffikus zu werden schien. Unterwegs begegnete dem Knechte ein Mann, der nach seinem Aeußern nicht viel Gutes verriet. „Gilt es eine Jagdparthie?“ redete er den Knecht an. „Eine sonderbare Jagdparthie, denn die künftige Beute führe ich schon am Stricke.“ „Also soll der Hund erschossen werden?“ „Zu Euern Diensten.“ „Und warum denn?“ Jetzt erzählte der Knecht die Geschichte des Hundes, indem er vorzüglich seine Treue und Mannfestigkeit rühmte, und ihn sogleich ein Pröbchen ablegen ließ. „Wie viel für den Hund?“ rief der Fremde. „Wenn wir etwa um zwey Thaler eins werden können?!“ „Hier sind sie!“ und jeder gieng hochekreuz seiner Wege.

Etwa ein Jahr darnach reisete Klink in Geschäften über Land. Eines Abends verirrte er sich in einem Walde. Nach höchst mühseligen Strapazen erblickte er endlich Licht, gieng darauf los und traf zu seiner großen Freude ein ziemlich stattliches Haus an. Er lehrte ein, und bat um ein wirth-

lich Dach, das ihm auch ohne weiteres, unter überaus großer Zuorkommenheit, gewährt wurde, und Klink eilte alsobald einem erquicklichen Schlafe in die Arme. Noch ehe ihn des Schlafes sanfte Nacht überfiel, ward es ihm plötzlich unheimlich zu Muth, er ahnete Verdacht, und dieser ward durch die Lage des Hauses, so wie durch das erzwungene freundliche Willkommen des Wirthes, sehr verstärkt. Sein Licht hatte er nicht ausgelöscht; auf Alles gefaßt, was da kommen könnte, kämpfte er gegen den Schlaf, der jetzt sein mächtigster Feind wurde. Zwey geladene Pistolen, auch eine ungeladene und einen Dolch, legte er vor sich auf den Tisch. Er würde auch die dritte geladen haben, hätte es ihm nicht an Munition gefehlt. Es schlug zwölf; da vernahm er leise Fußtritte. Klink stand auf. Plötzlich drohte ein gewaltiger Stoß die verschlossene Thür zu zersprengen. Noch ein Stoß! und das Schloß fieng schon an zu weichen. Jetzt rief Klink in gesetztem Tone: „Räuber zurück, wenn Euch das Leben lieb ist!“ Abermals ein Stoß — die Thüre flog auf — vier langbärtige, Grauen erregende Räuber mit geschwärtzen Gesichtern gedachten sich seiner zu bemächtigen. Aber alsogleich lagen zwey in ihrem Blute. Als Klink seine dritte Pistole schußfertig anlegte, und seinen Dolch zuckte, da nahmen die Uebrigen Anstand weiter vorzudringen. Und siehe! auf seinen Ruf: „Räuber zurück, wenn Euch das Leben lieb ist!“ sprang Wiffikus die Treppe hinan, seinen ehemaligen Herrn an der Stimme erkennend. „Wiffikus, verlaß mich nicht!“ rief Klink gerührt; und der Hund verstand dieß Zeichen als Hüßleistung. Der flog, voll treuer, liebevoller Anhänglichkeit an seinen alten Herrn, entbrannt sogleich dem nächststehenden Räuber an den Hals, so daß dieser die nahe Treppe hinunterpurzelte und den Hals brach. Auch der letzte Räuber, die Treppe rasch heruntereilend, ward fast gleichzeitig von dem

Pudel

Bubel ergriffen und zu Boden geworfen. Klink eilte herbe und knielte ihn. Den Wiffikus aber schloß er in seine Arme und härte fast Freudenthränen weinen mögen. Sofort verließ er die Räuberherberge. Sehen treuen Wiffikus aber ließ er nicht wieder von sich, und gab ihm das Gnadenbrod bis an sein Ende.

Der Zirkelschmied.

In einer schwäbischen Reichsstadt gält zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheiratheten Manne vergreift, und giebt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreas-tage ein verarmter Zirkelschmied im Vorkstädtlein: Ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit zwey Jahren nimmer weiß, ob die bayrischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen und trinkt viel Wein dazu, also daß die Zeche 2 Gulden 15 Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war.

Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth, sagte er, für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lange ein reicher Mann seyd, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paarimal im Arme gejuckt. Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Lebenlang gehört, daß man in den schlechtesten Kneiven, wie Euer Haus eine ist, am theuersten gehalten

wird;“ da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die zwey Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte: zahlt jetzt sogleich Eure Zeche, oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmied aber lächelte und sagte: „Es ist nur mein Spas gewesen Herr Lammwirth, und Euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nur für die Ohrfeige, die ich von Euch haar erhalten habe, 2 Gulden 45 Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden mit einander, als in Feindschaft. Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?“ — Zu diesen Worten machte der Lammwirth ein Paar kuriose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thürhüters Hausmann seyn. Deswegen dachte er: 2 Gulden und 15 Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; besser, ich gebe ihm noch 2 Gulden 45 Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 Gulden 45 Kreuzer, sagte aber: „Jetzt komm' Er mir nimmer in's Haus!“

Darauf soll es der Zirkelschmied auch in andern Wirthshäusern versucht haben, und die Ohrfeigen seyen noch ein oder zweymal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seyen sie schnell auf 50 Prozent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der französischen Revolution, so unwerth geworden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Als einst der Zirkelschmied auf 4 bis 6 Wochen in bessere Umstände gekommen, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshause mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim und ließ eine Maas Bier dazu holen aus dem Adler und gab auf ihre Ermahnungen Acht. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch ein Maßchen holen sollte. Als aber das Büblein das Bier brachte und auf den Tisch stellte, schaute die Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, tag es jetzt genug seyn; weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach der Mahlzeit geschlossen sey?“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich erst die Flasche, hernach die Frau an: „Liebe Bärbel, sagte er, sey unbesorgt! Ist der Magen auch geschlossen, so viel als hier vor mir steht, bring' ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Das theuerste Buch und die wohlthellste Arzenei.

Kein Buch in der Welt ist vielleicht noch so theuer bezahlt worden, als jener Foliant, welcher nach dem Tode des weltberühmten Arztes Boerhave in seiner großen Bibliothek gefunden wurde. Boerhave starb, in einem Alter von 70 Jahren, im Jahr 1738. Als er begraben war, schritt man zur öffentlichen Versteigerung seiner hinterlassenen Bücher. Da kam man unvermuthet auf ein stark versiegeltes Buch im größten Format, das die Aufschrift führte: „Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzeneykunst.“ Weil nun Boerhave als Arzt außerordentlich berühmt war, so glaubte Jedermann, daß in dem Buche, nach der Anzeige seines Titels, noch ganz unbekante

medizinische Regeln und Rathschläge zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens stehen müssen, und wer nur eine Nachricht davon erhielt, der dachte: das Buch möchte ich haben! Als es zum Aufruf kam, steigerte und überbot Einer den Andern, Aerzte und Nichtärzte. Denn die Aerzte dachten: Mit dem Buche kann ich die meiste Kundschaft erringen und so reich werden, daß mir zehnfach wieder einkömmt, was ich dafür gebe. Die Nichtärzte aber dachten: Mit dem Buche brauche ich keinen Arzt mehr für mich und die Meinigen, und lebe vielleicht hundert Jahre und drüber. Endlich wurde der wunderbare Foliant von Einem, der aber kein Arzt, sondern ein reicher Herr war, erstanden. Der Käufer glaubte die ganze Welt gewonnen zu haben, und brach die Siegel mit der größten Erwartung. Und was fand er in dem Buche? Alle Blätter, wohl ein Paar hundert, waren leer und unbeschrieben, bloß auf dem letzten Blatte stand mit großen Buchstaben:

„Halte den Kopf kalt; den Leib offen;
„die Füße warm: so kannst du
„aller Aerzte spotten!“

Und dieses Wenige war es, was, nach Boerhave's Meinung, die einzigen und größten Geheimnisse der Arzeneykunde ausmachte!

Aerztliches Gutachten.

Merkwürdig ist folgendes Gutachten, welches ein Arzt, Namens Peyret, während einer ansteckenden Krankheit zu Marseille, in Frankreich, aussprach: „Die Prediger müssen uns in die Hand arbeiten, und unsere Kranken vorbereiten, wie wir sie brauchen. Wo die Seele schon gerettet ist, ist der Leib leichter zu retten, als da, wo seit Jahren die Seele in Todeskrankheit liegt und Gewissensunruhe und Angst den heilsamsten Arzeneien trogen.“

Vor ein Paar Jahren, als die Cholera auch in der Hauptstadt von Rußland, Moskau,

so

so viele tausend Opfer forderte, schrieb der dortige Arzt, Staatsrath von Loder, eine Schrift über diese Krankheit, und wo er auf die Vorsichtsmaassregeln gegen dieselbe zu sprechen kommt, fängt er damit an: „Wer den herrlichen ersten Psalm im Herzen und Gemüthe hat, der wird sich vor der Cholera nicht fürchten.“

Der Hofstaat einer Königin im 14ten Jahrhundert.

Im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts vermählte sich Karl der Schöne, König in Frankreich, mit Maria von Luxemburg; und um der jungen Gemahlin die Gelegenheit abzuschnneiden, über Gebüße zu verschwenden, wurde ihr ein bestimmter Etat ausgesetzt. „Sie wird“ hiess es unter anderm darin, „jedes Jahr 420 Livres erhalten, aber davon 13 Arme ernähren. Alle Geschenke, die sie vertheilt, dürfen nicht über 40 Livres betragen. — Die Besolung ihrer Frauen darf jährlich für jede nur 30 Livres seyn. 10 Livres erhält die Königin zum Ankauf der Lichter. Ihr Kaplan erhält die Kleidung von ihr; auch ist sie gehalten, ihn zu bedürftigen. Geschenke und Darleihen wird sie nicht annehmen und eben so wenig gestatten, das ihre Dienerschaft borge. Sie wird darauf verzichten, vornehme Damen zu sich zu lassen; kommen aber dergleichen, so nimmt sie sich in Acht, sie zu lange hinzuhalten.“

Der Szekler Landtag.

In der Szekler Gespannschaft (Regierungsbezirk) in Siebenbürgen regnete es einst zur Zeit der Erndte so anhaltend, das sich Niemand zu helfen wußte. Auf vieles Verlangen wurde ein Landtag ausgeschrieben, der über die Noth des Landes sich berathen sollte. Die Deputirten erschienen,

und nachdem sie, der Sitte gemäß, rund herum einander gastirt hatten, so wurde der Landtag feyerlichst eröffnet. Der Landmarschall trug den Fall vor und fragte: „ob einer der geehrten Herren ein Mittel wisse, wie man die Erndte bey solchem Regen trocken unter Dach und Fach bringen könne?“ Eine lange Pause entstand; endlich erhob sich ein alter Herr und sagte mit Würde: „Der Gegenstand, weshalb wir hier versammelt sind, ist so wichtig, das wir unmöglich sogleich darüber entscheiden können; ich trage daher darauf an, das sich der Landtag auf 8 Tage vertagt, um in Ruhe über diesen Fall nachzudenken.“ Der Antrag wurde mit einstimmigem Beyfall angenommen.

Nach 8 Tagen ernsten Nachdenkens und anhaltenden Schmausens, versammelten sich die Väter des Volkes wieder, denn der Regen dauerte noch immer fort. — Eine ernste Stille herrschte; Jeder war voll Erwartung — „Die acht Tage,“ begann der Landmarschall, „sind vorbei; der Gegenstand ist von Ihnen Allen wohl in Erwägung gezogen worden, und ich darf hoffen, das ein Mittel gegen das allgemeine Elend von Ihnen aufgefunden ist. Ehrwürdiger Greis, der Sie uns schon vor acht Tagen durch die Weisheit Ihres Rathes aus allgemeiner Verlegenheit rissen, theilen Sie uns zuerst die Früchte Ihres Nachdenkens mit; sagen Sie, was Sie glauben, das zu thun sey?“

Der alte Landstand erhob sich mit feyerlichem Ernste und sprach: „Meine Brüder, ich bin ein alter Mann, und mein Rath ist folgender: Vierzehn Tage wollen wir es noch mit ansehen, und wenn es dann nicht aufgehört, dann mag es regnen, so lange es will.“

Der Landstand schwieg, und eine lange Minute schwiegen auch seine Zuhörer, erstaunend die ungeheure Weisheit ihres Collegen. Dann aber hielt der Jubel keine Schranken mehr; Alle umarmten sich freude-trunken; Alle jauchzten dem Redner entgegen;

gen; der Protokollführer schrieb: Einstimmig mit Beyfall angenommen, und der Landtag trennte sich, mit seinem Ergebnisse höchst zufrieden. — Der Chronikschreiber, dem wir diese Geschichte verdanken, schließt mit der Versicherung, daß einen Tag nach dem Landtagschlusse der Mond zufällig ins Erstviertel getreten und das Wetter gut geworden sey.

Die kostbare Violine.

Der Graf von Trautmannsdorf, Stallmeister Kaiser Karl VI., kaufte von Jakob Stainer eine Violine unter folgenden Bedingungen: Der Verkäufer erhielt zuerst 35 Carolins in Gold. Der Graf machte sich ferner verbindlich, ihm täglich ein gutes Mittagessen und jedes Jahr ein neues Kleid mit goldenen Tressen, zwey Faß Bier, dann freye Wohnung, Heizung und Licht zu gestatten, ihm monatlich acht Gulden baares Geld, und, wenn er sich verheirathen sollte, so viel Haasen, als er bedurfte, und zwölf Körbe Obst jährlich auf Lebenszeit zu gestatten. Der Verkäufer lebte noch 16 Jahre nach diesem Handel, so daß die Violine auf ungefähr zehntausend Gulden zu stehen kam. Das Instrument gehört gegenwärtig dem berühmten Musiker Frenzel.

Das Zimmer für Zwey.

Ein Reisender kam mitten in der Nacht nach Salzburg und klopfte an dem Gasthose zum Schiff an. „Kann ich ein Zimmer haben?“ rief er dem schlaftrunkenen Kellner zu — „Für Sie allein?“ fragte Jener dagegen. — „Ja.“ — „Das thut mir leid,“ antwortete der Kellner, „da kann ich nicht dienen.“ — Der Fremde klopfte darauf noch einmal an und fragte: „ob ein Zimmer für Mehrere zu haben sey?“ — Das war da, und er nahm davon Besitz; aber der Kellner konnte sich noch bey seiner Abreise von der Verwunderung nicht erholen, daß ein einzelner Mensch in einem Zimmer wohnen

könne, welches für zwey Personen bestimmt sey. Gegen alle Gründe des Reisenden, daß er sonst keines gefunden und auf der Straße hätte übernachten müssen, erwiderte er immer kopfschüttelnd: „Es ist halt aber doch für Zwey.“

Die Kriegelitz.

St. Preuil, Befehlshaber von Amiens, faßte im Jahre 1643 den Anschlag, Arras zu überrumpeln, und wollte einen Soldaten, Namens Courcelles, bereuen, die Ausführung der Kriegelitz zu übernehmen. „Ich habe Euch gewählt,“ sprach er, „weil Ihr der klügste Soldat seyd, den ich kenne, und Ihr werdet Euer Glück machen, wenn der Streich gelingt. Höret, was ich ausgesonnen habe: Ihr geht, als Bauer verkleidet, nach Arras und verkauft Obst. Habt Ihr dieß eine Zeitlang gethan, so fangt Ihr Streit mit Jemand von den Einwohnern an, und stoßt ihn mit einem Dolche nieder. Ihr müßt Euch gefangen nehmen lassen, und werdet dann auf der Stelle verhöret und zum Galgen verurtheilt. Ihr wißt es ist Gebrauch in Arras, die Verbrecher außerhalb der Stadt hinzurichten. Darauf baue ich meinen Plan. Ich lege einen Hinterhalt nicht weit vom Thore, aus welchem man Euch führen wird. Meine Leute demächtigen sich derjenigen, die mit hinauskommen. Ich eile ihnen zu Hülfe, nehme die Stadt und befreye Euch. Dieß ist mein Plan; was meynt Ihr dazu?“ — „Gut ausgesonnen,“ antwortete Courcelles, „aber das Ding will überlegt seyn.“ — „Freylieh,“ sprach St. Preuil, „ich lasse Euch auch Bedenkzeit bis morgen; aber dann sagt mir Euern Entschluß.“ Am nächsten Tage erschien Courcelles. „Nun, mein tapferer Freund, was denkt Ihr jetzt von meinem Plan?“ — „Er ist vortreflich,“ sprach der Soldat, aber ich wollte lieber, Ihr gäbet mir den Befehl über den Hinterhalt und — nähmet selber den Obstkorb.

Das

Das Ehrenmitglied.

Ein berühmter Straßenräuber in Irland wurde endlich ergriffen. Der Anführer einer Bande war ebenfalls früher verhaftet worden. Der Richter konfrontirte Beide und fragte den Letzteren: „Gehört dieser Kerl auch zu Eurer Bande?“ — „Ja,“ antwortete der Befragte, „aber ich glaube, er war nur ein Ehrenmitglied.“

Der Rangstreit.

Als sich Kaiser Karl der Fünfte einst zu Brüssel aufhielt, fiel daselbst zwischen zwei vornehmen Damen ein so heftiger Rangstreit vor, daß man fürchtete, diese Zwistigkeit werde üble Folgen nach sich ziehen, und die vornehmsten und angesehensten Familien des Landes entzweyen. Man gab sich alle Mühe, den Streit beizulegen, aber vergeblich. Endlich brachte man es bei den Weibern dahin, daß sie es auf den Ausspruch des Kaisers ankommen lassen wollten. Karl der Fünfte willigte in das Ansuchen der beiderseitigen Verwandten ein, und bestimmte einen Tag, an welchem er bei einer öffentlichen Versammlung den Ausspruch über den Streit thun wolle. Der Tag erschien, und noch nie war der Audienzsaal so voll gewesen. Endlich trat der Kaiser herein; die Anwesenden regten und bewegten sich nicht und lauschten dem Ausspruche des Kaisers. „Wir haben,“ fing er mit ernster Miene an, „die Streitigkeiten dieser beiden Frauen wohl erwogen, und unser kaiserlicher Wille geht dahin, daß die Häßlichste voran, die Schönste aber hintennach gebe.“

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieser Urtheilspruch machte. Keine von den beiden Damen wollte nunmehr vorangehen, und man hatte Mühe sie aus den Zimmern hinauszubringen. Dieß geschah durch folgendes Mittel: Die Eine gieng zur Vorder-, die Andere aber zur Hintertüre hinaus.

Das zweimal gekohlene Kalb.

Ein englischer Metzger, welcher sich nicht weit von Lewes ein Kalb gekauft hatte, hielt mit demselben zu Pferde vor der Thüre eines Wirthshauses. Ein eben anwesender Schuhmacher (wir wollen ihn Krispin nennen), der ein Erz-Spafsvogel war und wußte, daß der Metzger auf seinem Wege durch ein Gehölz mußte, bot dem Gastwirth an, das Kalb zu stehlen, wenn er ihn dafür mit einem Schoppen Branntwein traktiren wollte. Da der Wirth darcin willigte, so machte der Schuhmacher sich auf und legte einen neuen Schuh ungefähr in der Mitte des Gehölzes, und einen andern etwa eine halbe Viertelstunde davon in den Weg. Der Metzger sah den ersten Schuh liegen, hielt es aber nicht der Mühe werth, darum abzustiegen; als er aber den zweiten sah, so glaubte er doch, daß das ganze Paar schon des Mitnehmens werth sey. Er stieg also ab, band sein Pferd an einen Baum, und gieng bis dahin zurück, wo er den ersten Schuh gesehen hatte. Krispin band unterdeß das Kalb ab und trug es durch einen Nebenweg zu dem Wirth, welcher es in seinen Stall brachte. Da der Metzger sein Kalb vermißte, lehrte er zum Wirthshause zurück, erzählte sein Unglück und sagte zugleich, daß er ein anderes Kalb haben müsse, es möge kosten was es wolle, da das Fleisch schon bestellt sey. „Nun,“ sagte der Wirth, „ich habe eben selbst ein Kalb im Stalle, und um euch aus der Noth zu helfen, will ichs euch überlassen.“ Der Metzger besah es und fragte nach dem Preise. „Ihr sollt mir nicht mehr geben, als ihr für das verlorne gegeben habt,“ sagte der Wirth, „denn dies ist wenigstens eben so groß, wenn ich recht gesehen habe.“ Der Metzger wollte dies durchaus nicht geben, und bedung es endlich um einige Schillinge weniger, als ihn das erste gekostet hatte, worauf er es dann zum zweitenmal auf sein Pferd band.

Krispin

Krispin, durch den glücklichen Erfolg seiner List aufgemuntert, unternahm nun, für einen zweiten Schoppen Brantwein das Kalb noch einmal zu stehlen; lief wieder ins Holz und versteckte sich. Kaum sah er den Metzger daher kommen, als er wie ein Kalb zu blöden anfing; worauf der Metzger, der nicht zweifelte, daß es sein verlorenes Kalb sey, voller Freuden ausrief: „Aha, bist du da? find ich dich endlich!“ und damit sogleich vom Pferde sprang und ins Holz lief. Krispin machte sich die Entfernung zu Nutze, band das Kalb wieder ab, und brachte es wirklich nochmals ins Wirthshaus, ehe der Metzger wieder zurückkam, und seine traurige Geschichte erzählte, die er jetzt für offenbare Hexerei hielt. — Der Wirth enträthelte nun das Geheimniß, und der Metzger selbst ergözte sich so sehr über die sinnreichen Einfälle des Schuhmachers, daß er ihm und dem Wirth eine Bole Hunsch zum Besten gab, und dann herzlich vergnügt mit seinem Kalbe davon ritt.

Das Glück bringende Huhn.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

In einem saxonischen Dorfe, einige Meilen von Genf, lebt ein gewisser N..., Vater von zwölf Kindern, der dieses Umstandes halber, den sardinischen Gesetzen zufolge, vom Staate eine jährliche Pension von 250 Franken erhält. Des Aufwandes ungeachtet, den ihm seine zahlreiche Familie verursacht, weiß dieser Mann dennoch durch Arbeit und Sparsamkeit seine Bedürfnisse zu befriedigen, ja er befindet sich sogar in einer Art von Wohlstand. Seine Nachbarn, eifersüchtig darüber, daß sie sich nicht in gleich günstiger Lage befanden, schrieben diesen Wohlstand einem Bündniß zu, das er mit dem Satan geschlossen habe, und glauben steif und fest, daß,

Kraft dieses Bündnisses, eine schwarze Henne auf N...s Hühnerhofe ihm täglich einen Thaler lege. Das Gerücht dieses satanischen Bündnisses verbreitete sich nach und nach immer mehr, und hatte sich unter den Klatschschwestern des Orts und der Umgegend so viele Gunst erworben, daß es den Gegenstand desselben nicht wenig beunruhigte, und dieser sich endlich bewogen fand, sich bey dem Syndicus des Orts (Gemeindevorsteher) über die Mittel Nachs zu erholen, um diesem Geschwäg zu steuern. Dieser, ein besonnener Mann, wußte nichts besseres, als das wunderbare Huhn öffentlich versteigern zu lassen. Die Ankündigung wurde angeschlagen, der Tag bestimmt und an demselben strömte die Menge dem Hause des Syndicus zu. Der gewöhnliche Ausruf fand Statt, und das Thier wurde nun gegen eine gerichtliche und in aller Form versicherte lebenslängliche Leibrente von 10 Sous täglich, einem gewissen Herrn L... zugeschlagen. Nach abgeschlossnem Kauf ergriff der nunmehrige Eigenthümer die Henne und trug sie im Triumph nach seinem Hause, wo sie jedoch, zu dessen großem Verdrusse, nur Eier legte. Die Bauern, um sich keine Blöße zu geben, behaupten nun, daß der Vertrag mit dem Teufel nur für den ersten Eigenthümer Kraft habe, und daß die Henne jede Nacht ihre neue Wohnung verlasse und den Thaler in die alte lege. Man soll daher dem N... bereits den Antrag gemacht haben, den Kauf rückgängig zu machen.

London in der Vorzeit.

In London bestanden im Jahre 1274 die königlichen Betten noch aus Strohsäcken; 1246 waren alle Häuser darin noch mit Stroh

Das Glück bringende Huhn.



S

Stroh gedeckt; 1300 saßen die Einwohner, statt vor dem Kamin, vor einem Feuerbehalter inmitten des rauchenden Hauses; Wein wurde von den Apothekern zur Herzstärkung verkauft; die Häuser waren noch alle von Holz, und es hieß große Pracht, auf einem zweyräderigen Karren zu fahren; im Jahre 1351 waren Vier- und Zwey-Pfennigstücke die größten Silbermünzen und das Parlament bewilligte dem Könige, statt des Geldes, allerhand Waaren; 1509 hatte man in London noch keine Rüben, keinen Köhl, Salat, u., man führte sie aus den Niederlanden ein; 1561 trug die Königin Elisabeth die ersten seidnen Strümpfe und 1577 brachte man die ersten Taschenuhren nach London; 1590 gab es daselbst nur 4 Kaufleute, deren jeder 400 Pfund Sterling (7000 Schweizerfranken) besaß.

Der Elephant als Friedensstifter.

Wer hat nicht von der Klugheit der Elephanten gehört und gelesen? Nachsehende Geschichte giebt einen vielleicht noch unbekanntem Beweis von der Umsicht und Geistesgegenwart dieser Thiere.

Zwey Brüder erbten, als der Vater, Menagerie-Inhaber, im Jahre 1798 starb, die sämtlichen Thiere desselben, wollten sich jedoch trennen, und der eine nach England, der andere nach Frankreich ziehen. Vergebens hatte ihnen der Sterbende nachdrücklich zugeredet, daß sie nie von einander scheiden, daß sie ihre schöne Thiersammlung beisammen lassen und nicht einzeln zur Schau bringen möchten; er fügte hinzu, daß sie hierdurch viele Kosten ersparen und dem Publikum aller Städte, die sie besuchen dürften, ein erhöhtes Vergnügen verschaffen würden. Sie waren taub gegen die Lehren des Vaters. Der jüngere Sohn bestand sogleich auf seinen Theil; und da die Menagerie alle Thiere wenigstens doppelt, viele vierfach

und sechs-fach besaß, so ward es dem ältern Bruder nicht schwer, die Theilung zu bewerkstelligen. Nur ein Elephant war vorhanden; derselbe war zwar so geschickt, wie zwey und drey seiner Gattung, aber es war nur ein Elephant, und er ließ sich leider nicht zerschneiden. Das Thier konnte Wunderkünste: es blies die Trompete und verstand die Baßgeige zu spielen; es apportirte wie ein Hund und schob Kegel; es trank ein Glas Liqueur auf die Gesundheit der Zuschauer aus und verstand das Alter der Damen zu errathen; ja es ließ sich sogar darauf ein, durch Zeichen mit seinem Rüssel zu bestimmen, wie viel ein Frauzimmer Liebhaber besitze, und wie oft ein Herr die Schwüre der Treue gebrochen; kurz, der Elephant war ein Tausendkünstler, und ganz Neapel war auf den Beinen, wenn von dem seltenen Thiere ein neues Kunststück angekündigt wurde. Ein jeder der Brüder wollte deshalb den Elephanten besitzen, und der jüngere Bruder bestand mit Ungestüm darauf, weil Er es gewesen, der den Herenmeister fast mit jedem Tage etwas Neues gelehrt. Der ältere wollte aber den Gelehrigen einmal von einer bösen Krankheit befreit haben — wollte das Vorrecht durch sein Alter beweisen, und gab endlich auch vor, daß Tubu (so hieß der Elephant) mehr an ihn gewohnt sey. Der Streit wurde sehr heftig. — „Ich lasse dir alle Bären, sagte Franz Tassoni, der jüngere; zum Teufel! die Bären sind auch nicht zu verachten; zwey davon verstehen sogar Walzer zu tanzen; ich lasse dir alle Affen, fuhr er fort, sie wissen ein förmliches Trauerspiel aufzuführen und mehrere davon können in jedem Theater als Brotesel, Tänzer figuriren; — nimm auch meinen Löwen dazu, aber laß mir nur den Elephanten!“ — „Ich will dir den Ziegenbock geben, antwortete Paul Tassoni, der ältere Bruder, den herrlichen Ziegenbock, den einzigen in der Welt, der nicht stinkt, und

und der sich mit einem Wolf zusammenhezen läßt, ohne daß ihm der Wolf das Mindeste anzuhaben vermag; ein Schauspiel, durch welches unser Vater Tausende gewann; nimm auch den Tiger, der mit einem Adler an Einem Fleischklumpen frist; nimm dir den Orang-Outang, den wir als Thierwärter gebrauchen, und der die Katzen so unvergleichlich rasst; Bruder! Bruder! setzte Paul in Hitze dazu, nimm mein liebste Thier, nimm die Hyäne endlich, die ein Kind aus Papier gemacht in der Wiege schaukelt, worüber die Damen laut aufschreien, weil sie den Popanz wirklich für ein schlafendes Wesen halten.“ — „Nichts! Nichts!“ schrie Franz; „den Elephanten muß Ich haben, oder dein Leben!“ — Flugs waren die Messer gezogen, und wie der Blitz standen sich die Brüder gegenüber. Der Elephant hatte im Hintergrunde dem Treiben lange zugehört; er glockte geraume Zeit die Streitenden an; als er aber die blanken Messer sah, da ward er's überdrüssig: da kommt nichts Gutes heraus, mochte er denken, er gieng daher nach der im Hintergrunde des Hofes der Menagerie stehenden Wasserlufe; sog sich den Rüssel voll an, und als die Brüder auf einander losstürzten, da blies er sie durch einen gewaltigen Wasserstrahl so stark aus einander, daß sie zurück prallten, und das italienische Blut zu friedlicheren Gedanken abkühlen konnten. Freilich mußten die in der Nähe sich befindlichen Affen und Papagayen auch mit in die gewaltsame Taufe gezogen werden — aber der Elephant hatte nur Augen für seine beiden Herren, die er unverrückt beobachtete, ob er nicht noch andere Mittel gebrauchen müsse. Zum Glück war es nicht nöthig — die Brüder steckten die Messer ein.

„Sieh, Franz,“ bemerkte jetzt Paul, als er sich von seinem Bade erholt hatte, „der Elephant macht den Friedensrichter,

Er duldet nicht, daß wir uns entzweyen; er will nicht, daß unser Blut feinetwegen vergossen werde.“ — „Bei meiner Seele!“ versetzte Franz, „der sich in der Schußlinie befunden, und wie ein Schwamm tropfte, „der Elephant ist klüger, als wir; wir wollen seinen Wink benützen. Wir wollen beisammen bleiben und des Vaters Willen befolgen!“ — „Ja!“ rief Paul, „wir wollen die Menagerie nicht theilen!“ — Veröhnt stürzten sie sich in die Arme. Der Elephant aber blieb nicht müßig; er umschlang sie mit seinem Rüssel und meynete: Beisammen bleiben ist besser! — Die Brüder entzweyten sich nie wieder, und noch im Jahre 1812 zeigten sie ihre Menagerie in Florenz mit dem Schilde: „Zur Eintracht!“

Zur Naturgeschichte der Schlangen.

Ein sehr glaubwürdiger, einsichtsvoller und gelehrter Mann, welcher einen ansehnlichen Posten im Dienst der ostindischen Compagnie bekleidet, erzählt in einem Schreiben aus Patna in Bengalen, folgende merkwürdige Thatsache:

Die herumziehenden Fakiren (heidnische Bettelmönche) hier zu Lande sind eine Art von abergläubigen Frömmern, die, unter dem Schein von Heiligkeit, die lasterhaftesten und schändlichsten Buben auf Erden sind. Sie wandern hier eben so im Lande herum, wie die Zigeuner in Europa, und da sie ein Wissen von Physik, Musik oder andern Künsten verstehen, so wissen sie sich dadurch allenthalben Eingang zu verschaffen.

Einer derselben sprach vor einigen Tagen auch in meinem Hause vor; er hatte eine schöne große Schlange in einem Korbe, die er, nach der Melodie einer Pfeife, worauf er blies, sich aufrichten und herumtanzen ließ.

Nun waren meine Wirthschaftsgebäude und mein Viehhof eine Zeitlang mit Schlangen geplagt, welche mir verschiedene Puter, Gänse, Enten, Hühner, und sogar eine Kuh und einen Ochsen, gestohlen hatten. Meine Leute fragten diesen Mann, ob er wohl diese Schlangen aus ihren Löchern Herauspfeifen und sie fangen könne? Er bejahte dies, und sie führten ihn nun gleich an den Ort, wo man eine der Schlangen gesehen hatte. Er stieg an zu pfeifen, und es wahrte nicht lange, so kam die Schlange tanzend zu ihm; der Kerl ergriff sie am Genicke, und brachte sie zu mir. Da ich an seine Kunst nicht glaubte, so hatte ich seiner ersten Operation nicht zugehört, weil er aber dieses Thier so bald und so geschickt gefangen hatte, und ich noch immer irgend eine Taschenspielerlei vermutete, so bat ich ihn, noch eine andere zu fangen, und gieng selbst mit, um seine Bewegungen zu beobachten. Er stieg damit an, daß er die Schlange ausschalt, und ihr befaht, sogleich aus ihrem Loch herauszukommen, „und wosfern du nur muckst,“ sagte er, „so werd' ich dir den Hals abschneiden und dir das Blut ausaugen!“ Ich möchte aber nicht schreien, daß die Schlange diese höfliche Aufforderung hörte und verstand. Hier auf stieg er an zu pfeifen, und zwar aus aller Macht, als ob die Schlange taub wäre; und er hatte noch nicht fünf Minuten gepiffen, als eine ungeheuer große Brillenschlange (die giftigste von allen) aus einem Loch ihren Kopf hervorstreckte. Als der Mann ihre Schnauze sah, gieng er näher auf sie zu, und piff noch stärker, bis sie über die Hälfte heraus und im Begriff war, auf ihn zuzuschleichen. Nun piff er nur mit einer Hand, und streckte die andere unter die Schlange aus, indem sie sich hub, um den Sprung zu thun. Indem sie aber auf ihn zuschoß, haschte er nach ihrem Schwanz, welchen er mit großer Geschicklichkeit ergriff und so das Thier festhielt, ohne die geringste

Furcht, gebissen zu werden, bis meine Leute sie umbrachten. Schon oft hatte ich von Schlangen, die durch Musik aus ihren Löchern vorgezaubert worden, reden gehört, aber nie daran geglaubt, bis ich diesen Beweis davon mit eigenen Augen sah. — Innerhalb einer Stunde stieg der Fatir auf diese Art, in der Nähe meines Hauses, fünf sehr giftige Schlangen.

Die fliegenden Fische.

Von allen Kennzeichen, welche den Eintritt in die tropischen Meere oder den heißen Erdstrich, verkünden, erzählt Kapitän Hall als Augenzeuge, überrascht keines durch seinen ganz eigenthümlichen Charakter so sehr, als das Erscheinen der fliegenden Fische. Man findet dieselben zwar zuweilen auch mehr gegen Norden; allein dies sind nur kleine Schaaren, die nur sehr kurze Sprünge durch die Luft machen, so daß man ihnen ansieht, daß sie sich in ein ganz ungewohntes Element gewagt haben; nur erst, wenn man sich vollkommen unter der heißen Zone befindet, sieht man die fliegenden Fische in ihrer ganzen Schönheit. Nach einer langen Windstille glitten wir sanft dahingetrieben, von einem gelinden Winde, der nur die hohen Segel schwellte. Auf dem Verdeck war noch nicht der geringste Luftzug zu spüren, und jeder harrete mit offenem Munde dem ersten frischen Windstoß entgegen, als sich plötzlich ein Schwarm von 10 bis 12 fliegenden Fischen nahe am Vorderdeck aus dem Wasser erhob, und gegen den Wind dicht an unserm Bord hinstrich. Sie wurden auf ihrem Fluge von einer großen Goldbrasse bemerkt, die uns schon seit einiger Zeit

*) Daß diese Methode, die Schlangen hervorzuzaubern, schon im frühen Alterthum üblich war, erhellet aus dem 7ten und 8ten Verse des 5sten Psalm.

Gesellschaft geleistet hatte, und in diesem Augenblick, in ihrem mannigfachen Farbenspieler spielend, um das Steueruder strich. Diese Beute sehen und sich ihr in die Luft nachschnellen, war für die Goldbrasse das Werk eines Augenblicks. Mit der Schnelligkeit einer Kugel schob sie aus dem Wasser empor: und ihr erster Sprung war wenigstens 30 Fuß hoch. Ungeachtet der Geschwindigkeit der Goldbrasse, welche die der fliegenden Fische bei Weitem übertraf, so fiel sie, da diese einen bedeutenden Vorsprung hatten, dennoch ziemlich weit hinter ihnen ins Wasser zurück. Wir sahen sie hierauf einige Augenblicke funkelnd unter der Wasseroberfläche hingleiten und dann einen noch heftigeren Satz machen, als den ersten; so fuhr sie fort, ihrer Beute immer auf dieselbe Weise weiter nachzusetzen, wobei die Oberfläche des Wassers, so oft der Fisch in dasselbe zurückfiel, Ringe bildete, die mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit sich ausbreiteten; dann obschon der Wind bereits in der Höhe wehete, so berührte er doch das Meer noch nicht, das glatt wie ein Spiegel vor uns lag. Unsere armen kleinen Fische, von dem Feind verfolgt, der mit Riesenschritten hinter ihnen her war, setzten indess ihre Flucht in gleichmäßiger Schnelligkeit fort, wobei sie stets dieselbe Höhe hielten. Endlich fielen sie ins Wasser zurück, aber nur um ihre Flügel zu befeuchten; und da wir warmen Antheil an ihrem Schicksal nahmen, so sahen wir sie einen neuen, weit kräftigern und ausdauerndern Flug nehmen, als der erste war. Merkwürdig war, daß sie jetzt eine, von der frühern ganz verschiedene Richtung einschlugen; augenblicklich ahneten sie die Nähe ihres Verfolgers und wollten ihm durch diese Wendung aus dem Wege kommen. Allein dieser begriff die List im Augenblick, und beim nächsten Sprung nahm er seine Richtung, um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden, die nun ihre ausweichenden Bewegungen öfter, aber jedes-

mal unnütz, wiederholten. Bald ließ sich wahrnehmen, daß sie Kraft und Muth verloren; ihr Flug wurde kürzer und ungewisser, während die ungeheuern Säge der Goldbrasse immer länger zu werden schienen, je mehr sie sich ihrer Beute näherte. Endlich holte sie sie ein, und maßigte ihre Bewegungen und richtete sie so ein, daß sie mit jedem Satze genau an die Stelle kam, wo die kleine erschöpfte Schaar niedersiel. Die Jagd war schon zu weit von uns entfernt, als daß wir genau den weitem Fortgang sehen konnten; wir kletterten daher das Tauwerk hinan, und hier sahen wir nun unsere armen kleinen Fische nach und nach verschwinden; die einen wurden im Augenblick ergriffen, wo sie ins Wasser stürzten, und die andern, ehe sie noch dessen Oberfläche erreichten.

Instinkt eines Hundes.

In einem Kloster war es Sitte, daß diejenigen Paters, welche durch Geschäfte außerhalb des Klosters aufgehalten, zu spät zur Tafel kamen und speisen wollten, eine kleine Glocke anzuliehn mußten, worauf ihnen der Koch, durch eine Drehlade, wie sie in Klöstern üblich ist, ihre Portion zukommen ließ. Zu eben diesem Kloster hielt man einen Hund, der öfter die Fassen beobachtet mußte, als je ein Mitglied des Klosters. Dieser war aufmerksam auf alles, was ihm zu seiner Nahrung vorhelten konnte. Eines Tages, als wieder vernachlässigt worden war, versuchte er, mit der Schnauze die Eßglocke anzuziehen, und es gelang so gut, daß der Koch, in der Meinung es sey ein Vater, die gewöhnliche Portion durch die Drehlade in den Speisesaal schob, die sich der Hund vorzüglich schmecken ließ. Den andern Tag wiederholte er das nämliche Manöver mit gleichem Erfolg, und von nun an seiner Fütterung gewiß, verschmähte er es, jemandem mehr den Hof zu machen. Der Koch aber merkte bald, daß man ihm eine Portion zu viel abfordere, und klagte es dem Prior. Man stellte Untersuchungen an, man pastete auf, und erwischte den Spitzbuben auf der That. Man konnte nicht umhin, die List dieses Thieres zu bewundern, und es wurde nun auch stets als ein Mitglied des Klosters behandelt.

Das

Das Haupt Johannis des Täufers.

(Eine spanische Kriminalgeschichte.)

Auf der Straße von Barcelona nach Valencia kößt man auf einen vom Meer und einer Gebirgskette eingeschlossenen, unter dem Namen Paß von Valaguer bekannten Engpaß, wo der Weg fast beständig von steilen Felsen beherrscht wird. An einer Stelle, wo er eine starke Krümmung beschreibt, bieten einige ungeheure losgerissene Felsenstücke und mehrere große Felsenspalten sehr geeignete Schlupfwinkel für Verbrecher. Diese Stelle ist unzähliger Mordthaten halber berüchtigt, und sechs nahe beisammen stehende Kreuze verkünden dem Reisenden, daß hier in ungeweihter Erde Christen ruhen, die vom Tode überrascht wurden, ohne mit den heiligen Sterbesakramenten versehen zu werden. Alle diese Mordthaten waren von denselben, durch ihre Eigenheit merkwürdigen Umständen begleitet.

Das erste Opfer, das in diesem unheimlichen Engpaß fiel, war ein reicher Kaufmann, der im Monat März 1828 von Lerida nach Tortosa reiste. Seine Geschäfte hatten ihn genöthigt, sich von der geraden Straße zu entfernen; er ritt ganz allein auf seinem Maulthier, und am Morgen fand ihn ein Bettelmönch am Rande des Weges in seinem Blute liegen. Er war von einer Kugel auf die Stirn, fast mitten zwischen beide Augen, getroffen; der Mörder hatte sein Geld und seine Juwelen genommen, die übrigen Sachen aber unberührt gelassen. Sein Maulthier wendete ruhig einige Schritte davon und

sein Felleisen war nicht fortgeschleppt worden. Nicht ohne Ersauern bemerkte man in dem Arm des Ermordeten ein roh gearbeitetes hölzernes Kreuz; die Gerichte begaben sich selbst an Ort und Stelle, konnten aber kein Anzeichen entdecken, das auf die Spur des Schuldigen geführt hätte. Fünf ähnlliche Mordthaten wurden nach und nach an demselben Orte begangen; die Opfer waren stets, ganz eben so wie das erste, durch einen einzigen Schuß auf die Stirne getroffen, der ihnen unfehlbar das Leben rauben mußte, und jedesmal fand man ein hölzernes Kreuz neben ihnen liegen.

Alle diese Verbrechen folgten kurz auf einander; am Tage vor dem Fest des heiligen Hilarius in demselben Jahre (23ten Oktober 1828) wurde Don Sebastian Aravedra, der nach Barcelona gekommen war, um Wolle von Segovia zu verkaufen, auf seiner Reise nach Murcia, wohin er gehen wollte, um seine Olivenpflanzungen in Augenschein zu nehmen, auf derselben Straße ermordet. Am Sonntag Quasimodogenitt des Jahres 1829 wurde Don Andreas Escoriafa, nachdem er eine Ladung Flinten in Tarragona abgeliefert hatte, und dann in Geschäften nach Tortosa reiste, auf derselben Stelle erschlagen. Am 24ten Hornung 1830 erlag Joanofor, ein Hausirer, der, nachdem er Navarra und einen Theil von Catalonien durchstreift hatte, nach Tortosa gehen wollte. Acht Tage vor dem Allerseelenfeste

seelenfeste des nämlichen Jahres wurde Antonio Paquito Dirba, ein Jäger und Schwärzer, der noch an demselben Morgen eine Ladung französischen Tabaks in der Gegend von Balaguer hatte einschwärzen helfen, ermordet, ohne sich vertheidigen zu können, denn man fand sein geladenes Gewehr neben ihm. Am 14ten Jenner 1831 endlich beschloß Nervas y Maves, der in Tortosa die Lieferung einer Parthie Süßholzlast übernehmen wollte, die Reihe der unglücklichen Reisenden, die an diesem verhängnißvollen Orte fielen.

Diese Felsen waren seit jener Zeit verrufen, und wurden nicht allein von den Reisenden, sondern selbst von den Bewohnern der Umgegend gefürchtet. Einige Hirten sagten aus, daß sie, als sie ihre Ziegen nach jener Seite hintrieben, auf den Gräbern der Fremdlinge verwelkte Blumen gefunden hätten, die von unbekannter Hand dort hingelegt worden waren; sie versicherten sogar, am Abend den Schatten einer großen Figur vor den Kreuzen knien gesehen zu haben, die aber, so oft sie versucht hätten sich zu nähern, plötzlich verschwunden sey; auch wollten sie klägliche Seufzer gehört haben, die aus dem Fuß der Berge zu kommen schienen. Ein heiliger Schauer umwehete diesen Ort, und der mußte sehr verwegen seyn, der es wagte, nach Sonnenuntergang hier vorüber zu gehen.

Nichts wollte sich auffinden lassen, das die Gerechtigkeit auf die Spur des Schuldigen geleitet hätte. Das Gerücht verdächtigte einen gewissen Wenceslas Uriarte, seiner Geburt nach ein Frem-

der in der Provinz Catalonien. Von seinem frühern Leben war nichts bekannt; man vermuthete nur, daß er vor der Revolution von 1822 Alcayde (Kerkermeister) in irgend einem Inquisitionsgefängniß gewesen sey. Er hatte übrigens im Glaubensheer gedient und sich seit einigen Jahren in der Gegend von Tortosa niedergelassen. Man wußte nicht, wovon er lebte, und gleichwohl machte er Aufwand. Ungeachtet seiner prunkhaften Frömmigkeit hielt man ihn dennoch für böse und rachsüchtig, und erzählte sich Dinge von ihm, nach denen man ihn der größten Verbrechen fähig halten mußte.

Eines Tages fragte man ihn, warum er, als ein geschickter Schütze, kein Jagdliebhaber sey? „Nein, war die Antwort, um einen Haasen aufzujagen, muß man umherlaufen; hat man ihn geschossen, so muß man wieder laufen, um ihn aufzuheben. Da thut man besser einem Menschen aufzulauern, der kommt von selbst, und wenn man ihn tödtet, so hat man keine andere Mühe, als in seinem Zwerchsaß herumzuwühlen.“

Ein andermal hatte er sich der nichtigsten Ursache wegen mit Antonio Paquito Dirba erzürnt. Nachdem er diesen auf einer Jagd begleitet hatte, giengen sie, um sich zu erfrischen, in eine Fischerhütte. Alles, was man ihnen bieten konnte, war ein Salat, und um die Brühe desselben seinem Gefährten zu kredenzen, bediente sich Antonio des unförmlichen Löffels, den man ihm gegeben hatte, sehr ungeschickt. Wenzel behauptete, er habe den Löffel ver-
fehrt

fehlet genommen, und wolle die Brüste mit dem erhabenen und nicht mit dem ausgehöhlten Theil des Löffels auffassen; Antonio dagegen versicherte, der von ihm gebrauchte Theil sey der rechte. Ein heftiger Zank entspann sich hierüber; eine andere Person, die nichts von der Ursache des Streites wußte, und der man denselben Löffel hingelegt hatte, erkannte ihn indes für einen Spatel, der auf keiner Seite ausgehöhlt war. So unbedeutend übrigens die Veranlassung dieses Zanks war, so trug Uriarte ihn doch seinem Gegner nach, und drey Tage später wurde Antonio im Paß von Valaguer ermordet gefunden.

Während der Fasten des Jahres 1832 hatte eine Schauspielergesellschaft zu Tarragona, die eine berühmte heilige Komödie, die Enthauptung Johannis des Täufers, aufführte, großen Zulauf. Da sie sich in Tortosa denselben Erfolg versprach, so machte sie sich dahin auf den Weg. Das Gepäck wurde von zwey Maulthieren getragen; Fernando Garcia aber, der die Rolle des Johannes spielte, hatte den kostbaren Kopf, der bey der Enthauptung des Heiligen *)

*) Das Märtyrertum der Heiligen wird bey solchen Schauspielen sehr oft auf der Bühne dargestellt. Um die Enthauptung vorzustellen, wird ein nicht sehr groß gewachsener Schauspieler ausgewählt; auf den Kopf setzt man ihm ein Köppchen, an das, mittelst einer Feder, ein Haupt von Wappendeckel oder Wachs befestigt wird. Die Stirne des Schauspielers, so daß also der falsche Kopf als ein natürlicher erscheint, und folglich auf dem Theater vor den Augen des Publikums abgeschlagen werden kann.

die Hauptrolle spielte, und mit beweglichen Augen von Email versehen war, den Maulthieren nicht anvertrauen wollen, und trug ihn deshalb, um ihn vor jedem Unfall zu schützen, auf seinem eigenen Haupte. Es war schon spät, und da eben ein sehr durchdringender Nebel aus dem Meer aufstieg, so hatte Garcia, der sich auf den sichern Tritt seines Pferdes verließ, Gesicht und Augen mit dem Mantel umhüllt. Er ritt ganz allein und weit hinter seinen Kameraden, als beyhm Umbiegen um den Felsen ein Schuß losgieng und sein Pferd sich bäumte. Garcia fiel herab, und bemühte sich eben, sich seines Mantels zu entledigen, als er einen Mann mit einem Karabiner in der Hand auf sich zuschreiten sah; rasch erhob er sich also und suchte seinen Dolch.

Uriarte, denn dieß war der Mann, war nicht wenig betroffen, daß er zum Erstenmal gefehlt habe, und wollte schon stehen. Als er aber die beyden auf einander gesetzten Köpfe erblickte, als er die Augen des heil. Johannes sich fürchtbar in ihren Kreisen drehen und die blihenden Augen Garcia's auf sich geheftet sah, glaubte er den Teufel vor sich zu haben und ward von einem panischen Schrecken ergriffen. Er stoh, allein seine Alpargata's *) hemmten in dem Gestrüpp seine Schritte; er wollte den Felsen hinanklimmen und hielt sich an einem aus einer Spalte ragenden Strauch; doch dieser entwur-

*) Alpargata's, von Binsen gestochene Schuhe, die fast von allen Bewohnern Cataloniens, Valencia's und Grenada's getragen werden.

Das Haupt Johannis des Täufers.



Derweg-
war,
trauen
im ihn
af sek
schon
hdrln-
ffileg,
fichern
ht und
t. Er
selnen
en um
id sein
herab,
Man-
Mann
id auf
er sich

Mann,
er zum
wolte
enden
stielte,
hannes
drehen
s auf
Teufel
einem
er stoh
minten
te; er
r und
Spalte
ntwur-

Schide,
s, Da-
gelte

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, which is mostly illegible due to fading.



zelle se
Hüfen
Stamm
von m
nicht
Garcia
bey. S
liegen,
Gewusst
zu dem
wo man
härenes
Kranz, e
heil. Do
sand auc
Kugeln
isches E
Gewehr
Artarte,
gezwunge
sehen.
Richter,
hen unse
eurer Vo
Körper t
„hat nid
Seele tödt
brechen!
und bestre
um einige

Seltfame
Ein seltsa
srochener W
der französisc
hier erzählt
nicht nur me
digt ist.
Eine Anza
Urteil gespro

8

setzte sich, und Uriarte stürzte zu den Füßen Garcia's, der ihn verfolgte. — Stammelnd schrie der Bösewicht: Weiche von mir, Satanas, rühre mich nicht an! allein auf das Geschrey Garcia's eilten seine Kameraden herbei. Sie fanden Uriarte auf der Erde liegen, denn der Schreck hatte ihn des Bewußtseyns beraubt. Man trug ihn zu dem Verhörrichter von Balagner, wo man ihn untersuchte; er trug ein härenes Buskleid, hatte einen Rosenkranz, ein Gebetbuch und Haare des heil. Dominicus bey sich. Allein man fand auch einen Dolch, vier gepflasterte Kugeln und eine Schachtel voll englisches Schießpulver bey ihm; sein Gewehr war noch vom Rauchgeschwärzt. Uriarte, auf der That ergriffen, war gezwungen, seine Verbrechen einzugestehen. „Wie konntet ihr,“ fragte der Richter, „es wagen, das heilige Zeichen unserer Erlösung neben die Opfer eurer Bosheit zu legen?“ — „Den Körper tödten,“ war die Antwort, „hat nichts zu bedeuten; allein die Seele tödten, ist ein abscheuliches Verbrechen! Ich betete an ihren Gräbern und bestreute sie mit Blumen, um sie am einige Tage früher aus dem Feg-

feuer zu erlösen. Ich setzte ihnen ein Kreuz, das ich hatte weihen lassen, um, wenn sie sich nicht im Zustande des Heils befanden, den bösen Feind zu verschrecken; aber ich habe ihn gesehen, da ist er! da ist er!“ schrie Uriarte laut auf, als Garcia mit seinen beyden Köpfen vortrat, um dem Richter zu erklären, wie er dem Tod entronnen sey. „Da ist er! da ist er!“ schrie der Verbrecher noch einmal, und fiel, von einem heftigen Nervenkrampf ergriffen, bewußtlos zu Boden.

Da Uriarte die niedern Gerichte verwarf, so wurde er auf Requisition des Fiskal-Prokurators vor den Gerichtshof der Alcades del Crimen gestellt, und von diesem am 13ten Junius 1832 zum Strang und der Confiskation seines Vermögens verurtheilt. Dieser Spruch wurde vom Rath von Castillen bestätigt; allein der König milderte die Strafe aus Rücksicht (wie Er meynte) für die aufrichtige Frömmigkeit des Verbrechers, in lebenslänglichen Kerker.

Dies war der letzte Gnadenakt, den Ferdinand VII. unterzeichnete.

Seltames Entrinnen aus Todesgefahr.

Ein seltames Entkommen, nach ausgesprochener Verurtheilung, das sich während der französischen Revolution zutrug, verdient hier erzählt zu werden, da die Thatsache nicht nur merkwürdig, sondern auch beglaubigt ist.

Eine Anzahl Personen, denen man das Urtheil gesprochen hatte, am nächsten Morgen

gillotiniert zu werden, wurden in ihr Gefängniß zurückgebracht. Dem Gebrauche gemäß waren sie, je zwei und zwei, vermittlest eines Stricks mit den Händen zusammengebunden und von einer Wache begleitet. Auf ihrem Wege kam ihnen eine Frau entgegen, die mit lautem Geschrey ihren Gatten zurückforderte und behauptete, er sey ein guter Patriot und man habe ihn

R

ungs-

ungerechter Weise verurtheilt; was sie vor aller Welt beweisen könne. Zufälligerweise gieng der Richter, welcher dem Gefangenen das Urtheil gesprochen hatte, eben vorüber, und da er das Geschrey der Frau hörte, erkundigte er sich nach der Ursache desselben. Man machte ihn damit bekannt, und da er sich gerade in einer gnädigern Laune, als gewöhnlich, befand, sagte er, ein guter Patriot dürfe nicht hingerichtet werden, und wenn die Behauptungen der Frau ihre Richtigkeit hätten, so wäre es nicht mehr als billig, daß ihr Gatte seine Freiheit auf der Stelle erhalten müsse.

Es ist leicht zu erachten, daß dieser Vorfall eine so große Menge Volkes herbeizog, daß die Gefangenen unter den Häufen gedrängt wurden. Da sich nun der Gefährte des Mannes: welcher befreit wurde, allein und gänzlich unbemerkt sah, indem die Aufmerksamkeit aller Gegenwärtigen bloß auf den einen Gegenstand gerichtet war, so hielt er dieses für eine günstige Gelegenheit zur Flucht. Er verbarg schnell die Hand, an welcher der Strick war, in seine Westentasche, indem dieser ihn verrathen haben würde, und schritt mit großer Fassung und kaltem Blute durch die Menge, gleichsam als sey er auch ein bloßer, durch die Neugierde herbeigeführter Zuschauer. Als er sich befreit sah, eilte er nach dem nicht weit entfernten Hafen, sprang in ein Boot und befohl dessen Führer, ihn eiligt an einen gewissen, am andern Ende des Hafens gelegenen Ort zu bringen. Der Schiffer gehorchte. Aber nunmehr zeigte sich eine Schwierigkeit, welche der Flüchtling nicht gleich vorhergesehen hatte, nämlich die, daß kein Heller zur Bezahlung der Ueberfahrt in seiner Tasche war. Denn wenn Jemand gefangen genommen wurde, so pflegte man ihm nicht nur sein baares Geld, sondern auch jede Sache von Werth alsbald abzunehmen. — Was war nun in einer so

kritischen Lage zu thun? — Der Flüchtling verlor seine Geistesgegenwart nicht, sondern griff in die Tasche und sagte mit gut geheucheltem Ersauern: Es treffe sich sehr unglücklich, daß er seinen Beutel vergessen und kein Geld bei sich habe. Der Bootsführer begann ein großes Geschrei und behauptete, dies sey eine kahle Ausflucht, er sey ein Betrüger und verlange Arbeit, ohne dafür bezahlet zu wollen. Als besinne er sich plößlich auf etwas, steckte hierauf der Flüchtling die Hand in seine Tasche, und zog den Strick hervor, von dem er sich während der Ueberfahrt befreit hatte. „Hier, mein Freund,“ sagte er, „nimm dieses. Ich will dich keineswegs betrügen. Ich begreife selber nicht, wie es kommt, daß ich kein Geld bei mir habe. Willst du aber diesen Strick annehmen, so wirst du finden, daß er mehr werth ist, als dein Lohn.“ — „O ja, ja!“ rief eine Anzahl dabei stehender Bootsführer, „nimm ihn, ja! der Bürger hat Recht; der Strick ist ein guter Strick, und dreimal so viel werth, als der Lohn für deine Ueberfahrt. Ich glaube nicht, daß er dich dafür betrügen wolle; er sieht aus, wie ein ehrlicher Bürger.“ Der Schiffer folgte dem Rathe seiner Kameraden, und nahm den Strick an. Das befreite Schlachtopfer hingegen gieng zu der Wohnung eines benachbarten Freundes, in der er sich den Ueberrest des Tages hindurch verborgen hielt. Sein Freund versah ihn mit Geld und andern Bedürfnissen, und als die Nacht herankam, stoh er aus der Stadt. Nach wenigen Tagen gelangte er glücklich über die Grenzen der Republik.

Sonderbar entdeckte Mordthat.

In Edinburg in Schottland hat sich kürzlich folgender merkwürdige Fall ereignet:

Vor ungefähr anderthalb Jahren ward in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, an einer

einer vornehmen Dame, nächtlicher Weise ein Mord begangen, und dieseibe all ihres Schmuckes und bei sich habenden Geldes beraubt. Da man gegen niemand einen begründeten, ja nicht einmal Scheinbaren, Argwohn oder Verdacht hegen konnte, so fiel die Wahrscheinlichkeit, die gräßliche That entweder selbst begangen, oder mindestens Kenntniß von den Thätern zu haben, auf die junge Kammerfrau der Ermordeten, welche ihre nächste alleinige Umgebung war und, so wie immer, auch diese Nacht, in welcher die Schandthat vollführt wurde, im Zimmer neben ihrer Gebieterin schlief, und von allem nichts gehört zu haben vorgab. Die Jose, nachdem sie durch längere Zeit im Gefängniß geschmachtet, und bei allen Verhören die heiligsten Versicherungen ihrer Unschuld gegeben hatte, wurde, natürlich unter fortwährend geheimer Aufsicht der Polizei, entlassen, um so mehr, da im Laufe der ganzen Untersuchung kein einziger Umstand vorkam, welcher den Verdacht gegen die junge Person hätte vermehren oder nur rechtfertigen können. Ein Jahr war beläufig verstrichen, als die Kammerfrau durch eine Straße Edinburgs gieng, um einen Besuch in einem etwas entfernten Theile der Stadt zu machen. Mehrere neben einander stehende Fiakers (Lohnkutscher) machten in ihr den Wunsch rege, einen zu mietzen, und wirklich fieng sie an, mit den zwei ersten zu unterhandeln, als sie bemerkte, daß beide zu tief ins Glas geguckt hatten, was ihr daher genügende Veranlassung gab, beide zu verabschieden, und einen dritten, nüchternen Kutscher anzusprechen. Erboßt darüber, sich verschmüht zu sehen, fiengen die beiden Betrunknen nun an, sich über das Mädchen lustig zu machen, und der Eine sprach: „Je nun, wir sind ihr nicht hübsch genug; das Mamsellchen will einen Bräutigam von zwanzig Jahren, rothwangig, schwarzäugig und schlant!“ „Ja, ja!“ rief der andere, „und einen schönen Mantel

muß er ihr zum Geschenke machen, so schön wie einer Lady ihrer;“ „freilich, mit dem sie sich vor dem Spiegel puzen kann!“ schrie der Erste, überlaut lachend. Die junge Person stand wie eingewurzelt; denn jetzt erinnerte sie sich lebhaft, daß sie in jener schrecklichen Nacht, vor dem Einschlafen, sich mit dem Mantel ihrer Frau gepußt, und jenes Selbstgespräch geführt, keiner sterblichen Seele es aber bis jetzt noch mitgetheilt hatte. Augenblicklich lief sie zum Obrichter und theilte ihm ihre Muthmaßung mit. Die beiden Fiakers wurden festgenommen, und gestanden nach einem kurzen Verhöre, daß sie damals, mit der Lokalität des Hauses bekannt, verborgen die Jose belauscht, und nachdem alles zu Bette gegangen, und die Dame in ihrem Zimmer allein war, den Raubmord begangen hätten.

Der Mann, besser als das Pfand.

Ein berühmter portugiesischer General brauchte während seines Aufenthaltes in Indien Geld. In dieser Verlegenheit schnitt er sich eine seiner Locken ab, schickte sie den Einwohnern von Goa und bat diese, ihm auf dieses Pfand 20,000 Dukaten zu leihen. Das Gesuch, sammt dem Pfande, ward angenommen, und dem Generale unverzüglich die Summe ausbezahlt. Er nahm in der Folge seine Locke mit Ehren zurück.

Als der große spanische Feldherr Don Rodrigo von Bivar, Cid Camprador genannt, im Jahr 1028 bei dem Könige Don Alfonso in Ugnade gefallen war, und seine Besitzungen verlassen mußte, war er so arm, daß er zwei Juden kommen ließ, tausend Goldstücke von ihnen zur Reise

borgte, und ihnen zur Sicherheit zwei mit Sand gefüllte Kisten zusetzte, unter dem Vorgeben, sie enthielten sein Silberzeug. Er bedung sich jedoch aus, diese Kisten erst nach Verfluß eines Jahres zu öffnen. Die Juden leisteten die Zahlung, und nahmen die Kisten mit sich. Das Jahr war noch nicht abgelaufen, als der Eid seinen Freund, Ahoar Fannez, mit zweitausend Goldstücken zu den Juden schickte, und sie bitten ließ, ihm die alleinige Bäge in seinem Leben zu verzeihen. Denn die Kisten wären nicht mit Gold und Silber, sondern mit Sand angefüllt. Doch habe zugleich sein Wort in denselben gelegen, und dies sey gutes Gold.

Auferstehung aus dem Grabe.

Zwei Pariser Kaufleute, welche gegenseitige Freundschaft enge verband, besaßen jeder ein Kind von verschiedenem Geschlechte. Die jungen Leute fasten schon in früher Jugend eine starke Neigung für einander, welche gleichfalls von den Eltern gebilligt wurde, und ihnen daher die frohe Aussicht gewährte, dereinst ehelich mit einander verbunden zu werden. Als nun die Zeit herankam, in welcher sie hoffen konnten, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, warf, unglücklicher Weise, ein schon bejahrter, aber unermesslich reicher Mann seine Augen auf die Jungfrau, und that ihr ehrenvolle Vorschläge. Ihre Eltern vermochten der Versuchung, einen so begüterten Schwiegersohn zu haben, nicht zu widerstehen, und zwangen sie, ihm ihre Hand zu reichen. Sobald der unauf löbliche Knoten geknüpft war, befahl die junge Ehefrau ihrem frühern Geliebten auf das strengste, nie wieder in ihre Nähe zu kommen. Mit tiefem Schmerz unterwarf er sich seinem Schicksale. Aber der Kummer nagte so sehr an ihrem Herzen, daß sie in eine Krankheit versiel, an der sie, wie man

glaubte, des Todes verblühen und dem Grabe übergeben wurde.

Als der Liebhaber diese traurige Begebenheit vernahm, verdoppelte sich sein Gram, indem er nunmehr sogar die Aussicht verlor, sie vielleicht, wenn sie Wittve werde, noch besitzen zu können. Doch, da er sich entsann, daß sie in ihren frühern Jahren zuweilen von einer tiefen Schlafsucht befallen worden war, so lebten seine Hoffnungen wieder auf. Er eilte mithin zu ihrem Grabe, und erhielt, vermittelt eines ansehnlichen Geschenkes, die Erlaubniß des Todtengräbers, sie wieder auszugraben. Dies geschah. Nachdem er sie nun an einen sichern Ort gebracht hatte, glückte es ihm, sie durch gehörig angewendete Mittel wieder ins Leben zurückzuführen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie hörte, in welchem Zustande sie gewesen war! — Wahrhaftig einlich freute sie sich eben so sehr der Mittel, durch welche man sie aus dem Grabe hervorrief. — Sobald sie sich gänzlich erholt hatte, machte der Geliebte seine Ansprüche geltend. Seine Gründe, unterstützt von ihrer Neigung zu ihm, waren zu stark, als daß sie denselben hätte widerstehen können. Da aber Frankreich ihnen keine Sicherheit darbot, so beschloßen die Liebenden, nach England zu fliehen, wo sie volle zehn Jahre sich aufhielten. Nach Verlauf dieser Zeit überfiel sie jedoch eine Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, und da sie hofften, nunmehr sicher in demselben zu leben, so reisten sie dahin ab.

Die Frau war aber so unglücklich, von ihrem ersten Gatten wieder erkannt zu werden, der ihr auf einem öffentlichen Spaziergange begegnete. Zwar gab sie sich alle Mühe, unbekannt zu bleiben; aber vergebens. Der angetraute Ehemann machte seine Ansprüche vor einem Gerichtshofe geltend; aber auch der Liebhaber vertheidigte seine Rechte und behauptete, der Ehemann habe die feintigen dadurch verloren, daß er seine Gattin hätte begraben

begraben lassen; daher gehöre sie ihm zu, der sie aus den Klauen eines gräßlichen Todes errettet habe. So wichtig diese Gründe einem Gerichtshof der Liebe möchten geschienen haben, so leicht wogen sie in den Augen der trocken, weisen Richter, und da die Liebenden der richterlichen Entscheidung misstrauten, so entfernten sie sich klüglich wieder aus dem Königreiche.

Mönchsgehorsam.

Im Jahre 1655 kam der berühmte Reisende Tavernier ins Kloster von Etschmiazin bei Erivan, in Armenien, und besuchte hier den armenischen Patriarchen. Während der Unterhaltung trat ein Mönch herein, der 22 Jahre lang nicht geredet hatte, weil ihm das Schweigen als Buße auferlegt worden war. Der Patriarch sprach ihn jetzt von der Buße los. Was ist hier unglaublicher? Daß ein Mensch so barbarisch war, die Einsalt eines andern so zu missbrauchen, ihm das edelste Geschenk des Himmels, den Gebrauch der Sprache, zu verbieten, oder daß die unbegreifliche Einsalt des Letztern so weit gieng, sich solcher barbarischen Anordnung zu unterwerfen? — Tavernier bemerkt hierbei, daß andere Mönche dieselbe Strafe noch viel länger hätten erdulden müssen. — Es war gut, daß der Bischof bloß Mönchen solche Strafe auferlegte; manche Frauenzimmer wären schon in vier und zwanzig Stunden des Todes gewesen.

Die belohnte Gastfreihheit.

Der russische Czar Iwan, welcher um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts regierte, gieng oft verkleidet aus, um zu erfahren, was das Volk von seiner Verwaltung urtheilte. Eines Tages kam er, auf einem einsamen Spaziergange bei Moskau, in ein kleines Dorf, stellte sich als ob

er vor Müdigkeit und Hunger nicht mehr weiter könne, und bat verschiedene der Einwohner um Mitleid und Hilfe. Seine Kleidung war zerlumpt, sein ganzes Ansehen äußerst dürrig, und eben das, was die Leute hätte zum Mitleiden bewegen und ihm eine gute Aufnahme verschaffen sollen, machte, daß man ihn abwies. Voll von Unwillen über solch eine unmenschliche Begegnung, war er eben im Begriff den Ort zu verlassen, als ihm noch eine Wohnung ins Auge fiel, wo er nicht um Beistand gebeten hatte. Es war die elendeste Hütte im ganzen Dorfe. Der Kaiser eilte hin und klopfte an; der Bauer machte ihm auf und fragte, was er verlange? — „Ich bin vor Müdigkeit und Hunger fast des Todes, antwortete der Czar, könnt Ihr mich nicht auf eine Nacht beherbergen?“ — „Ach, sagte der Bauer, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihr werdet Euch hier elend behelfen müssen; Ihr kommt eben zur unrechten Zeit; mein Weib liegt in Kindesnöthen; ihr Geschrei wird Euch nicht schlafen lassen; doch kommt herein, wenigstens werdet Ihr Schutz vor der Kälte finden, und was wir haben, geben wir Euch mit Freuden.“ —

Der Bauer führte darauf den Czar in eine kleine Stube voller Kinder; in einer Wiege lagen zwei Kinder in festem Schlaf; ein dreijähriges Mädchen schlief auf einer alten Decke, neben der Wiege; unterdeß ihre beiden Schwestern, die eine von fünf, die andere von sieben Jahren, auf den Knieen lagen, weinten und Gott für ihre Mutter baten, die in einer Kammer daneben war, und deren Geminsel und Wehzen man deutlich hörte. — „Bleibt hier, sagte der Bauer zu dem Kaiser, ich will gehen und etwas zu essen für Euch suchen.“ Er gieng, und kam bald mit etwas schwarzem Brod, Eiern und Honig zurück. „Hier ist alles, was ich Euch geben kann, sagte der Bauer; eßt davon mit meinen Kindern. Ich muß hin und meiner Frau beistehen.“ — „Eure Mildthätigkeit, Eure Gastfreihheit, sagte der Czar, muß Euch Segen bringen: gewiß, Gott wird Eure Gutthat nicht unbelohnt lassen.“ „Bittet Gott, mein guter Freund, erwiederte der Bauer, bittet Gott den Allmächtigen, daß
Er

Er meiner Frau eine glückliche Niederkunft
schente; das ist Alles, was ich wünsche.“ —
„Und das ist Alles, was Ihr wünscht, um
glücklich zu seyn?“ — „Glücklich! urtheilt
selbst! Ich habe fünf hübsche Kinder; ein
gutes Weib, das mich liebt; einen Vater
und eine Mutter, beide frisch und gesund;
und meine Arbeit reicht hin, sie Alle zu er-
halten.“ — „Wohnen Euer Vater und Eure
Mutter bei Euch?“ — „Freilich; sie sind
jetzt da in der Kammer bei meiner Frau.“ —
„Aber Euer Haus ist so sehr klein.“ — „Groß
genug; es kann uns Alle fassen.“ — Nun
eilte der gute Bauer zu seiner Frau, und
eine Stunde darauf wurde sie glücklich ent-
bunden. Außer sich vor Freuden, kam der
Mann gesprungen und brachte das Kind dem
Czar. „Seht, sagte er, seht! dies ist das
sechste, das sie mir geboren hat! Welch ein
hübscher Herzgenabe es ist! Gott erhalt
ihn, wie er meine andern erhalten hat!“
Der Czar, den diese Scene äußerst rührte,
nahm den Knaben in seine Arme. „Ich seh
es dem Buben am Gesicht an, sagte er, daß
er sehr glücklich seyn wird; er wird gewiß
weit in der Welt bringen.“ Der Bauer
lächelte über diese Prophezeiung; und in
demselben Augenblicke kamen die beiden älte-
sten Mädchen, ihren neugebornen Bruder
zu küssen, und die Großmutter, um ihn zu-
rückzubolen. Die Kleinen folgten ihr; der
Bauer aber legte sich auf sein Strohbette
nieder und nöthigte den Fremden, eben das
zu thun. In einem Augenblicke lag der Bauer
in einem tiefen, ruhigen Schlafe; der Czar
aber richtete sich auf, sah herum und be-
trachtete alles mit inniger Rührung: die
schlafenden Kinder und ihren schlafenden
Vater. — Eine ungestörte Stille herrschte
in der Hütte. — „Welch eine seltsame Nacht!
welch eine entzückende Ruhe! sagte der Kai-
ser; Habsucht und Ehrgeiz, Argwohn und
Gewissensqual sind hier fremd! Wie süß ist
der Schlaf der Unschuld!“ — In solchen
Betrachtungen, und auf solchem Bette brachte
der mächtige Monarch die Nacht hin. Der
Bauer erwachte mit Tagesanbruch. „Ich
müß jetzt nach Moskau zurück, mein Freund,
sagte sein Gast zu ihm; ich kenne dort einen
sehr gütigen Mann, dem ich erzählen werde,

wie lieblich Ihr mich aufgenommen und
bewirthet habt. Ich kann ihn bewegen, zu
Euerm Kinde Gevatter zu seyn. Versprecht
mir also, daß Ihr auf mich warten wollt,
damit ich bei der Taufe zugegen seyn kann.
In 5 Stunden (spätestens bin ich wieder hier.“
Der Bauer rechnete nicht viel auf die
große Versprechen; doch willigte er, in sei-
ner Gutberathigkeit, in die Bitte des Fremden,
worauf der Czar ihn verlieh. Die 5 Stun-
den waren fast vergangen, und Niemand kam.
Der Bauer war also schon im Begriff, in
Begleitung seiner Familie, das Kind zur
Kirche zu tragen. Indem er aber seine
Hütte verließ, hörte er auf einmal ein Ge-
trappel von Pferden und ein Geräusch vieler
Kutschen. Er sah sich um, und erblickte
eine Menge von Pferden und eine ganze
Reihe prächtiger Kutschen. Er kannte die
kaiserliche Leibwache, und rief seine Familie
herbei, um den Kaiser vorbeiziehen zu sehen.
Alle liefen in größter Eile herbei und stan-
den vor der Thüre. Die Reuter und Wagen
formirten nun einen Kreis, und zuletzt hielt
der Staatswagen des Kaisers gerade vor
der Thüre des Bauern still. Die Wache hielt
das herandringende Volk zurück, welches
die Hoffnung, seinen Beherrscher zu sehen,
herbeigelockt hatte. Die Kutschenthüre öff-
nete sich, der Czar stieg heraus, gieng auf
seinen Wirth zu, und redete ihn also an:
„Ich versprach Euch einen Gevatter; hier
bin ich, mein Versprechen zu halten! Geht
mir Euer Kind, und folgt mir zur Kirche.“
Der Bauer stand da, wie eine Bildsäule;
bald betrachtete er den Kaiser mit vermich-
ten Regungen von Erstaunen und Freude;
bald die prächtigen Kleider und die köstli-
chen Juwelen, womit sie besetzt waren; bald
die Haufen von Edelknechten, die ihn umring-
ten. In dieser Verschwendung von Pracht
konnte er den armen Fremdling nicht ent-
decken, der die ganze Nacht mit ihm auf
dem Stroh gelegen hatte. Der Kaiser er-
göste sich einige Augenblicke stillschweigend
an seiner Verlegenheit und fuhr fort: „Ge-
stern übte Ihr die Pflicht der Menschlichkeit
aus, und heute bin ich gekommen, die an-
genehmste Pflicht eines Regenten auszuüben:
die Pflicht, die Tugend zu belohnen. Ich will
Euch

Euch nicht
dem Ihr
schuld
Euch
sinnen.
welches
Führen
ausüben.
vom Müd
hoch noch,
vorbegehe
Der gute
mit Thron
in den Aug
hien, brach
christlich
vortrefflich
er nahm d
es selbst zu
lung vorüb
die Hütte
schiden, i
Der Czar
lichste, lie
ersuchen
Vorlesung
gendbären
Gnädigkei
häuser.
Erlavere
(
Während
Algier robb
auf dessen
gen in die
Reisegeräbr
Lerrens an
einer ein re
tin vortreff
Erlavere in
Wandere G
stehen bef
Vaire Zeit
stmal mit
heit nach der

Euch nicht von einem Stande entfernen, dem Ihr so viel Ehre macht, und dessen Unschuld und Ruhe ich beneide; aber ich will Euch Dinge geben, die Euch nützlich seyn können. Ihr sollt hinreichende Heerden, fruchtbare Wälder und ein Haus haben, welches Euch in den Stand setzen wird, die Pflichten der Gassfreiheit mit Vergnügen auszuüben. Euer neugeborner Sohn soll mein Mündel seyn; denn Ihr erinnert Euch doch noch, fuhr er lächelnd fort, daß ich prophezeibete, er würde sein Glück machen.“

Der gute Bauer konnte nicht reden; aber mit Thränen der dankbarsten Empfindung in den Augen, lief er hin, sein Kind zu holen, brachte es dem Kaiser und legte es ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen nieder. Der vortreffliche Monarch war äußerst gerührt: er nahm das Kind in seine Arme und trug es selbst zur Kirche; und als die Taufhandlung vorüber war, gab er es, um ihm die Milch seiner Mutter nicht zu entziehen, in die Hütte zurück, mit dem Befehl, es ihm zu schicken, sobald es entwöhnt werden könnte. Der Czar hielt sein Versprechen aufs treulichste, ließ den Knaben in seinem Ballast erziehen, sorgte reichlich für seine künftige Versorgung, und hörte nicht auf, den tugendhaftesten Bauer und seine Familie mit Gutsbezeugungen und Wohlthaten zu überhäufen.

Sklaverei, wie sie früher in Algier war.

(Auszug aus einem Briefe.)

Während meines kurzen Aufenthalts in Algier wohnte ich beim englischen Consul auf dessen Landhause, und gieng alle Morgen in die Stadt, um meine unglücklichen Reisegefährten, besonders die Gebrüder Terrens aus Livorno, zu besuchen, deren einer ein rechtlicher Kaufmann, der andere ein vortrefflicher Maler war. Beide waren Sklaven in Algier, und nur durch ganz besondere Gnade von den öffentlichen Frohnarbeiten befreit. Ich konnte nur eine sehr kleine Zeit bei ihnen bleiben, und kehrte allemal mit sehr großer Niedergeschlagenheit nach der Stadt zurück. Innerhalb der

Mauern von Algier empfindet man eine gewisse Bangigkeit und Angst; es scheint als ob man in diesem Lande des Schreckens und Despotismus nur sehr mühsam athmete. Der Anblick von Tyrannen und Sklaven, von Unterdrückern und Unterdrückten, von hochmüthigen Barbaren und seufzenden Unglücklichen, der Kontrast von Uebermuth und Unterthänigkeit, von Gewaltthätigkeit und Furcht; die Möglichkeit, ohne Reizung verhöhnt und mißhandelt, eingekerkert und hingegerichtet zu werden, blos weil man bei einem willkürlichen Wütherich Verdacht erregt hat, und weil es ihm so beliebt: Alles das macht verzagt, beunruhigt und erschüttert das Gemüth, und stumpft endlich alle Verstandeskraft ab.

Wer nie erfuhr, was Sklaverei ist, und nie sah, was in Algier vorgeht, dem ist das größte Unglück fremd, und der vermag nicht, sich einen Begriff davon zu machen, bis auf welchen Grad von Jammer und Elend der Geist eines unglücklichen Sterblichen sinken kann. Es waren damals mehr als sechshundert Sklaven in Algier. Alle Jahre starben ihrer mehr als hundert vor Joru und Kummer, oder von Strapaze und übertriebener Züchtigung. Alle Abende werden sie in ein Bad eingeschlossen, wo sie auf bloßer Erde liegen müssen, und wo Wind und Regen durchdringen. Sobald der Tag graut, weckt und treibt man sie mit gräßlichen Schlägen zu ihrer schweren Arbeit, welche bis Abends dauert. Etliche arbeiten im Zeughause, wo man sie wegen des geringsten Versehens erschrecklich prügelt; ja manche erhalten wohl fünfhundert Schläge auf die Fußsohlen. Andere müssen wie wilde Thiere gewaltige Werkstücke von den Gebirgen schleppen oder tragen; sie stürzen oft unter diesen Blöcken zu Boden, und werden zerschmettert. Einige von ihnen habe ich verstümmelt und von Blute triefend in die Stadt zurückkommen sehen; ich habe gesehen, wie andere auf der Straße niederstürzten, und dann, gleich dem verworfensten Thiere, unter den fürchterlichsten Hieben wieder aufstehen mußten, während Andere diese Folter geduldig litten, und unbeweglich liegen bleibend, sehnuchtsvoll auf den

Zod

Tod barreten. Die Nahrung dieser Elenden besteht aus zwei Broden des Morgens und einem des Abends; es ist kohlschwarz und gallenbitter. Sie sind alle elend, ohne Hoffnung und ohne Trost. Das Gezücht der Nobren verachtet, verspottet und mißhandelt sie. Ohne Geistliche und ohne Gottesdienst, haben diese Unglücklichen nicht einmal den Trost der Religion. Bloss Spanien bezahlt einen armen Priester, welcher die Aufsicht über ein kleines Hospital führt, und das Begräbniß der Christen besorgt. Ede Spanien den jetzigen kleinen Kirchhof gekauft hatte, begrub man die armen gestorbenen Christen gar nicht, sondern warf sie öffentlich hin, bis sie von den Hunden aufgetressen wurden.

Zum Unglück wird das Kanjoniren, durch den hohen Preis, welchen man fordert, sehr erschwert. Der Bey fordert für jeden Sicilianer 1500 Piaster (Thaler); denn Geiz ist die Hauptleidenschaft dieser Barbaren. Der Bey und etliche andere Familien sind ungeheuer reich.

Der gefährliche Käse.

Ein Bürger hatte von einem Landmann ein Fuder Holz um einen guten Preis erkaufte, und setzte dem Verkäufer, der sich über den Kaufschilling noch ein Frühstück ausbedungen hatte, Brod und Butter und

einen vortrefflichen Gräyer-Käse vor. Der Bauer ließ die Butter steben, warf sich aber desto begieriger über den Käse, denn er sich vortrefflich schmecken ließ. „Freund, sagte der Bürger, der den Bauern nicht bei so gutem Appetit glaube, das ist Gräyer-Käse.“ — „Ja, ja, antwortete der Bauer, man sieht es wohl, er ist recht gut.“ — „Aber, fuhr der Bürger fort, man muß sich damit in Acht nehmen, denn man kann leicht den Tod davon haben, wenn man zuviel davon isst.“ — „Der Tausend, versetzte der Bauer, der die Absicht des Bürgers zu errathen schlaue genug war, das ist gut! da will ich meiner Frau eine gute Portion mitbringen, denn ich wäre des alten Hausdrachens schon lange gern los.“ Mit diesen Worten schnitt er sich ein großes Stück von dem gefährlichen Käse ab, und nahm es mit.

Zur Nachricht.

Die Gemeinde Buckten, Kanton Basel, hält jährlich drei Jahrmärkte, welche 1835 auf folgende Tage fallen: 1) den 28 Hornung; 2) den 25 Heumonat; 3) den 16 Herbstmonat.

Die Jahrmärkte der Gemeinde Erlinsbach, Kanton Solothurn, werden im Jahr 1835 an folgenden Tagen gehalten: 1) den 28 April; 2) den 8 Herbstmonat; 3) den 24 Wintermonat.

Thorschluß zu Basel.

Jänner um halb 6 Uhr.

Hornung bis den 15 um 6 Uhr.

vom 16 bis 28 um halb 7 U.

März bis den 15 um 7 Uhr.

vom 16 bis 31 um halb 8 U.

April bis den 15 um 8 Uhr.

vom 16 bis 30 um halb 9 U.

May bis den 15 um 9 Uhr.

vom 16 bis 31 um halb 10 U.

Junij um halb 10 Uhr.

Julij um halb 10 Uhr.

August bis den 15 um 9 Uhr.

vom 16 bis 31 um halb 9 U.

Septemb. bis den 15 um 8 Uhr.

vom 16 bis 30 um halb 8 U.

October bis den 15 um 7 Uhr.

vom 16 bis 31 um halb 7 U.

November um 6 Uhr.

December um halb 6 Uhr.

Sperranfalt des St. Johann, Eschen, Spahlen und Niehenthors.

Jänner, Hornung und März bis 10 Uhr. April bis 11 Uhr.

May, Junij, Julij u. August bis 12 Uhr. September bis 11 Uhr.

October, November und December bis 10 Uhr.

15